

# KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



## INHALT

*Klaus Weigelt*

### **Ein Kontinent als epischer Gegenstand**

Bernd Posselt erzählt Europa

3

### **An der schönen kulturellen Donau**

Projekte des Donauschwäbischen Zentralmuseums werden als Modellvorhaben gefördert

7

*Peter Wörster*

### **„Insbesondere denen so hieran gelegen“**

BKM-Förderung für Archivprojekt der Carl-Schirren-Gesellschaft

9

### **Montanostalgie**

Die Hüttenindustrie des Banater Berglands in einer Ulmer Ausstellung

11

*Dieter Göllner*

### **Der „Kreuzritter im Staube“**

„Zwischen Revolution und Ruhrbesetzung“ im Haus Schlesien

12

*Wolf Oschlies*

### **Sozioökonomisches Ei des Kolumbus**

Arbeitsdienst – eine bulgarische Erfindung

14

*Babette von Sass*

### **Ein Fenster mit Blick auf die Geschichte**

Denkmal für die umgesiedelten Deutschbalten in Estland

17

*Markus Bauer*

### **Wie fern ist denn noch Europa?**

Buchvorstellung mit Monsignore Anton Otte in Prag

18

## BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Jergovic: Die unerhörte Geschichte (*Ingeborg Szöllösi*)

20

Rauh: Fontanes Frauen (*Norbert Matern*)

22

Endler: Kleiner kaukasischer Divan (*Volker Strebel*)

23

Nachlass von Dietmar Scholz

24

## LITERATUR UND KUNST

### **Objektbiografien**

Provenienzforscherin Natascha Mazur in Regensburg

25

### **Teleaktionist**

Lovis-Corinth-Preis für Peter Weibel

27

*Johannes Rasim*

### **„Antifaschistische Liga“ als Tarnung**

Gerhart Pohls politische Tätigkeit

28

### **Mit allen Wasserfarben gewaschen**

Heinrich Bromm im Ostpreußischen Landesmuseum

30

## KK-NOTIZBUCH

31



*Darf man sich an Begriffe wie Klarheit, ja gar Aufklärung gemahnt fühlen?  
Heinrich Bromm, Kant-Häuschen bei Moditten*

Bild: siehe Seite 30

## Ein Kontinent als epischer Gegenstand

Bernd Posselt meistert eine objektive Herausforderung mit subjektiver Verve

Europa hat viele Gesichter. Nimmt man Ansichten über Europa aus Wirtschaft und Kultur oder Perspektiven auf Europa aus verschiedenen regionalen Positionen hinzu, dann gewinnt das Europa-Mosaik eine vielfältige, facettenreiche Gestalt. Inwieweit bei einer solchen Vielfalt Europas noch eine Einheit zu erkennen ist, bleibt selbst aus wissenschaftlicher Sicht oft ein Rätsel. Die Politik trägt auch nicht gerade zur Klärung bei, sind doch der Europarat und die Europäische Union, das Europa der NATO und das des Euro oder das Schengen-Europa – alles historisch gewachsene Europa-Gestalten – vielen Europäern nicht so gut bekannt, dass sie in der Lage wären, die Unterschiede in dieser Morphologie Europas zu verstehen oder gar zu erläutern.

Jeder Europäer hat seinen eigenen, persönlichen und subjektiven Zugang zu Europa, meistens durch Reisen oder aufgrund der Lektüre über Reisen. Schon Johann Wolfgang von Goethe, der Geheimrat am Hof Sachsen-Weimar-Eisenach, reiste nach

Italien, so wie später Rudolf Borchardt oder Ferdinand Gregorovius. Der französische Philosoph Voltaire reiste nach Berlin an den Hof Friedrichs des Großen. Der russische Zar Peter der Große reiste in die Niederlande, Lenin aus der Schweiz nach Sankt Petersburg. Europa war immer ein Reisekontinent, von den Handwerksburschen, die von einem Meister zum anderen wanderten, bis zu Studenten und Professoren, die zwischen den europäischen Universitäten hin und her wechselten, weil es die eine Sprache gab, in der sich alle Gelehrten Europas verständigen konnten, das Latein.

Das ist lange vorbei, und der moderne Massentourismus erinnert genauso wenig an alte europäische Wander-Traditionen, wie das über die heutigen Massenmedien verbreitete Halbwissen etwas Nennenswertes beiträgt zu einer fundierten Kenntnis über Europa, seine Gestalt, seine Geschichte und Kultur. Das heutige Bild Europas verwirrt eher, als dass es dem Betrachter Klarheit oder gar Halt gäbe bei

*Sein Erzählen ist  
mitnichten die  
„raunende Beschwörung des Imperfekts“, wie  
Thomas Mann sie  
einst beschwor,  
vielmehr ist es  
gegenwärtig  
und geistes-  
gegenwärtig:  
Bernd Posselt*

Bild: Landsmannschaft  
der Sudetendeutschen



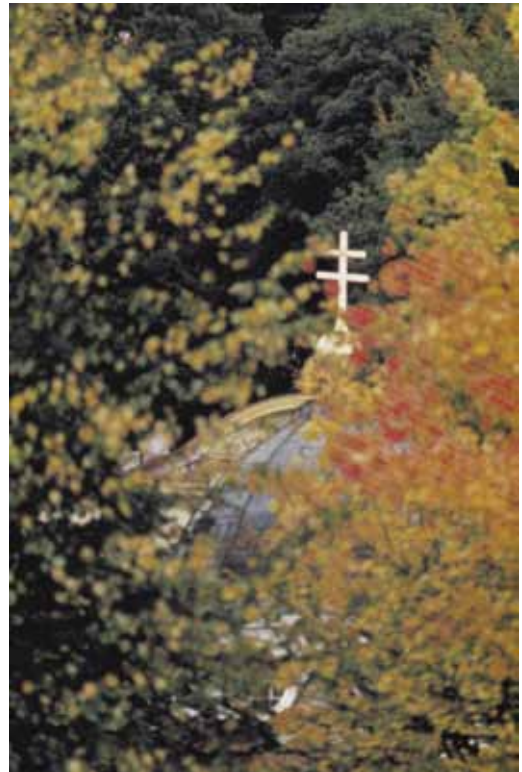
seiner Orientierungssuche. Gottfried Benn würde sagen: „Ich möchte mir ein Stichwort borgen, allein bei wem?“

Europa-Literatur sprießt allenthalben, unübersehbar, ist allerdings nicht immer ersprießlich. Oft ist sie dickleibig, langatmig und durchaus auch langweilig. Je nach dem Blickwinkel der Europabetrachtung ist bereits ein milderer Grad des Lesevergnügens zu vermuten oder zu befürchten. Viele Politiker lassen Bücher schreiben, „auf die die Welt gewartet hat“. Entsprechend kurzlebig ist dann auch die erhoffte Aufmerksamkeit. Wer also ein Buch über Europa schreiben will, sieht sich einer schier unlösbaren Aufgabe gegenüber.

Bernd Posselt hat ein in der heutigen Politik selten anzutreffendes Alleinstellungsmerkmal: Er kann erzählen. Wer ihm zuhört, wie er ohne erkennbare Schwierigkeiten in freier Rede seine Zuhörerschaft über eine Stunde lang in Atem hält, aus einem schier unerschöpflichen Wissen und reicher Erfahrung über Geschichte und Kultur Beispiele zu jedem Thema anführt, immer gewürzt mit eigenem Erleben und treffenden Anekdoten, der wird Zeuge einer Gabe, die heute nur wenige zu bieten haben. Diese Gabe hat nun Bernd Posselt ins Buch gesetzt: Er erzählt Europa, sein Europa.

Posselt war zwei Jahrzehnte Mitglied des Europäischen Parlaments (1994–2014). Schon in jungen Jahren war er seit Ende der 1970er Jahre als Pressesprecher und enger Vertrauter mit Otto von Habsburg (1912–2011) verbunden, der dem Europäischen Parlament von 1979 bis 1999 angehörte. Diese Zeit prägte Posselts Leben. In seinem Buch widmet er das sehr schöne Kapitel „Ein demokratischer Kaiser“ dem verehrten Lehrmeister.

Das Buch umfasst vier Gedankenkreise in knapp dreißig Kapiteln. Wichtige und aufschlussreiche Kapitel sind „Prophet ohne Mandat“ über den Gründer der Paneuropa-Union Richard Graf Coudenhove-Kalergi, „Eine Gründungsmutter“ über



*Heute heißt es Fokussieren, fotografieren konnte man es auch, zumal Karin Fischer in Marienbad: das Inbild dessen, was der Kontinent alles bedeuten mag: bunte Natur und christliche Kultur in eins*

Bild: KünstlerGilde

Louise Weiss, die Eröffnungspräsidentin des ersten direkt gewählten Parlaments 1979, „Zwei Riesen“ über Helmut Kohl und Franz Josef Strauß oder „Föderalistische Vorkämpfer“ wie Alfons Goppel.

Seine erzählerische und anekdotische Kraft entfaltet Posselt in Kapiteln wie „Das Reich an Donau und Rhein“, „Panzer am Brenner“ oder „Die EU als Sündenbock“, wo mit einer Reihe von immer wiederholten Missverständnissen über „Brüssel“ aufgeräumt wird. Sehr informativ wird die Frage behandelt: „Bleibt die EU minderheitenblind?“ Nun, bisher ist sie es geblieben. Auch „Heimat der Heimaten“ oder die Fragen nach dem Nationalstaat: „Muss

Demokratie national sein?“, und dem Staat; „Wie macht man Staat?“, werden informativ behandelt. Zweifelloser Höhepunkt ist der Essay „Europa als Bauchgefühl“, in dem Posselt seine Leser auf einen kulinarischen Gang über den Kontinent mitnimmt. Man spürt, dass hier einer sehr genau weiß, wovon er spricht.

Wer viel erzählt, der lässt auch hier und da einen Stein des Gesprächs- oder

*Otto Herbert Hajek hatte den künstlerischen Mut, statuarisch zu gestalten, was keineswegs statisch ist: Dynamisches*

Bild: Privat



Diskussions-Anstoßes fallen. Der Rezensent vermisst Hans-Joachim von Merkatz (1905–1982), der 1967 als Präsident des Ostdeutschen Kulturrates (OKR) Nachfolger von Coudenhove-Kalergi als Präsident der Paneuropa-Union wurde. Otto von Habsburg folgte erst 1973. Selbst auf der Homepage der Paneuropa-Union ist Merkatz nicht zu finden.

Im Dreißigjährigen Krieg weist Posselt dem schwedischen König Gustav II. Adolf eine Rolle als „aggressive Macht“ zu, aus kaiserlicher Sicht wohl zutreffend, aus anderer sicher nicht. Auch die Rede von der „Glaubensspaltung durch Martin Luthers Reformation“ kann so nicht akzeptiert werden. Sowohl in Augsburg 1530, dem Ort der heute von allen Katholiken gebilligten Confessio Augustana, als auch beim Regensburger Religionsgespräch 1542 waren es nicht die Theologen, schon gar nicht Philipp Melanchthon oder Martin Luther, die eine Glaubensspaltung betrieben. Vielmehr setzte Kaiser Karl V. seine Macht- und Reichsinteressen durch und hatte in Regensburg mit Barbara Blomberg auch anderes zu tun, als sich um Glaubensfragen zu kümmern. Der aus der Liebesbeziehung hervorgegangene Sprössling Juan d’Austria hat dann immerhin mitgeholfen, 1571 bei Lepanto Europa von den Türken zu befreien, worauf ein Denkmal in Regensburg hinweist.

Umgekehrt wird der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ein völlig unberechtigtes Lob zuteil, wenn Posselt feststellt, sie habe das Reformationsjubiläum 2017 „sehr bewusst als europäisches Ereignis gestaltet“. Das kann man so nur sehen, wenn man „europäisch“ mit „westeuropäisch“ in eins setzt. Die Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen hat eigens ein Buch herausgebracht („Der Durchbruch kam im Osten. Die Reformation in Ostpreußen, Pommern, Schlesien, den böhmischen Ländern und in Siebenbürgen“, Bonn 2018 – siehe auch KK 1398), um darauf hinzuweisen, dass die

EKD für die Reformationsgeschichte im östlichen Europa keinen Blick hatte.

Posselts Europa-Erzählung kommt in der Betrachtung des Humanismus ohne die Reformation, in jener der Aufklärung ohne Immanuel Kant und bei seinen Überlegungen zur Toleranz ohne Preußen aus, wo immerhin die Humboldt'schen Reformen für die Bauernbefreiung und die Emanzipation der Juden sorgten. Außerdem war Friedrich II. von Preußen, der sich „fast nur auf Französisch ausdrückte“, wie Posselt zutreffend schreibt, so tolerant, dass in seinem Herrschaftsbereich „jeder nach seiner Façon selig werden“ konnte. Schon sein Vater Friedrich Wilhelm I. hatte über 20 000 evangelische Salzburger aufgenommen, die der brutale Bischof Firmian mit 6000 österreichischen Soldaten vertrieben hatte. Das tolerante Preußen war im 18. Jahrhundert Aufnahmeland für zahlreiche Glaubensflüchtlinge u. a. aus Frankreich (Hugenotten), Russland (Philipponen) und England (Mennoniten). – Übrigens wurden evangelische Christen in Spanien noch bis in die 1960er Jahre verfolgt und ins Gefängnis geworfen.

Die drei durchgängigen Linien von Posselts Europaerzählung sind die Geschichte der Paneuropäischen Bewegung und ihrer Persönlichkeiten von 1922 bis heute, das Christentum in seiner römisch-katholischen Kirche, deren Vertreter, vor allem Päpste und Bischöfe, ständig zitiert werden, und das Heilige Römische Reich vom Rhein bis an die Donau als europäisches Modell. Aus der Perspektive eines evangelischen Königsbergers, eines Pommern oder Brandenburgers erscheint diese Sicht etwas süd- und südwestlastig. Die soziale Dimension „unseres europäischen Lebensmodells“ sucht Posselt auf der „Grundlage der Katholischen Soziallehre“ zu erneuern. Die von Immanuel Kant formulierte „Selbstzweckformel“ aus der „Grundlegung der Metaphysik der Sitten“ von 1797 schreibt Posselt dem Kardinal

Reinhard Marx zu. Posselts Formulierung, Reichskanzler Bismarck habe eine „Schaupolitik“ betrieben, bedarf ebenfalls einer Korrektur, möglichst nach einem Besuch des Bismarck-Museums in Friedrichruh.

Über den wirtschaftlichen Kern Europas ist in Posselts Erzählung wenig zu erfahren. So wird die Geschichte der Sozialen Marktwirtschaft, deren Ursprünge in dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus und vor allem bei fast ausschließlich evangelischen Denkern wie Alfred Armack und Franz Böhm zu finden sind, kaum erwähnt. Die gemeinsame Währung Euro als „politisches Projekt“ wird gepriesen, ohne dass die nicht endenden Probleme mit dieser Gemeinschaftswährung auch nur erwähnt würden. Natürlich haben „wir“, wir Deutschen, viele Vorteile. Wir importieren Beschäftigung, während die Südländer Arbeitslosigkeit importieren. Zum Frieden hat diese Währung bisher nicht viel beigetragen, und der „Stabilitätsmechanismus“ funktioniert auch nicht, weil es in der Ökonomie keine „Mechanismen“ gibt, denen sich handelnde Menschen in freien Gesellschaften unterwerfen, und schon gar nicht in der Sozialen Marktwirtschaft.

Die Europa-Erzählung von Bernd Posselt wird – hoffentlich! – viele Gespräche und Diskussionen auslösen. Anlass dazu gibt es genug. Sein Buch will zum „Glauben an Europa“ ermutigen: ein hohes Ziel! Die Konturen des von Posselt erzählten Europa sind indessen nicht in allen Teilen geeignet, eine an Europa-Verdrossenheit leidende Bevölkerung zum Glauben zu bringen. Dazu bedarf es neben dem Buch der überzeugenden Rede. Und darin ist Posselt unübertroffen.

*Klaus Weigelt (KK)*

*Bernd Posselt erzählt Europa. Geschichte und Personen – Bauplan und Visionen. Regensburg 2018, 239 Seiten.*

## An der schönen kulturellen Donau

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien fördert Projekte, darunter jene des Donauschwäbischen Zentralmuseums Ulm

In den ersten Januartagen meldete Monika Grütters, Staatsministerin für Kultur und Medien, dass herausragende Projekte im Bereich der kulturellen Vermittlung und Integration mit rund 1,5 Millionen Euro gefördert werden und dass die entsprechenden Modellvorhaben ausgewählt worden sind. Es geht um Kultureinrichtungen mit den Schwerpunktthemen kulturelle Bildung für junge Menschen, Inklusion von Menschen mit Behinderung, Vermittlungsarbeit in ländlichen Gebieten oder Diversitätsentwicklung im Kulturbetrieb.

Dazu sagte die Kulturstaatsministerin: „Mit dem Förderprogramm möchten wir vor allem die Kulturinstitutionen unterstützen, die mit ihren identitätsstiftenden und breit gefächerten Projekten maßgeblich dazu beitragen, dass in unserem Land Zusammenhalt in Vielfalt gelingen kann. Dafür brauchen wir so wegweisende und integrierende Modellvorhaben wie z. B. ‚Die Kinderkonferenz‘ des KlangNetzes Dresden,

in dem Kinder gemeinsam ein Oratorium erarbeiten, das ihnen eine behutsame und kreativ-schöpferische Auseinandersetzung mit den Themen Krieg, Flucht und Vertreibung ermöglicht. Unsere Kultureinrichtungen sind dafür prädestiniert, möglichst vielen Menschen kulturelle Teilhabe zu ermöglichen – unabhängig von Geschlecht, Alter, Bildung oder Herkunft. Wir brauchen die integrative Kraft der Kultur gerade in Zeiten wie diesen, in denen Vielfalt zwar vielfach als bereichernd, aber von manchen eben auch als große Herausforderung wahrgenommen wird.“

Das Donauschwäbische Zentralmuseum Ulm ist eines der Häuser, es hat sich im vergangenen Herbst mit dem Projekt „Kulturelle Vielfalt im Donauraum. Vermittlung – digitale Angebote – internationales Netzwerk“ um Teilhabe in dem neu ausgeschriebenen Förderprogramm des Bundes beworben. Im Januar 2019 teilte Staatsministerin Grütters dem Museum

*Museumsführung sollte allerhand sein, nur nicht museal, sondern lebhaft und lebensnah – wie es eine Kustodin des Donauschwäbischen Zentralmuseums überzeugend demonstriert*

Bilder: Museum





*Ei, wie gut, dass niemand weiß ... So heißt es beim Rumpelstilzchen, an dem Spinnrad in Ulm aber sieht man das anders*

mit: „Ihre Idee hat mich sehr überzeugt und sie entspricht meinen Schwerpunkten, wonach kulturelle Vermittlung, Integration und Diversitätsentwicklung zentral sind für eine zukunftsgerichtete Kulturpolitik.“ Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien fördert das Projekt in den Jahren 2019 bis 2022 mit insgesamt 220 000 Euro.

Das DZM wird in den nächsten vier Jahren neue Vermittlungsformate entwickeln und erproben, denn das Museum steht vor der

großen Aufgabe, die Geschichte der deutschen Minderheiten im Südosten Europas an gesellschaftliche Gruppen zu vermitteln, die keine biografischen Bezüge zu den Donauschwaben oder anderen Deutschen in jener Ecke Europas haben.

Erreichen will das DZM mit dem Projekt eine lebendige und lebensnahe Vermittlung donauschwäbischer Geschichte an die Nachfolgegenerationen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Spätaussiedler, sowohl im Museum als auch mittels digitaler Angebote, die Erschließung neuer Besucherschichten, die Entwicklung und Bereitstellung von digitalen und interaktiven Angeboten zur Geschichte der Donauschwaben, etwa eines virtuellen Museumsrundgangs oder eines Mediums zur Online-Objektrecherche, um das Angebot des DZM auch außerhalb Ulms zugänglich zu machen, aber auch die Konzeption, den Aufbau, die Erprobung und Verbreitung von Angeboten zu Geschichte und Gegenwart in sozialen Netzwerken und klassischen AV- und Printmedien. Damit verbunden soll auch die Außendarstellung und die Öffentlichkeitsarbeit neu organisiert und zukunftsfähig gemacht werden.

Hinzu kommt, dass das Vorhaben die inhaltliche und gestalterische Aktualisierung und Modernisierung der Dauerausstellung ergänzt, die parallel dazu durchgeführt wird. Für die Entwicklung von neuen Vermittlungsangeboten wird für die Dauer von vier Jahren eine Projektstelle für eine/n Kulturmanager/in besetzt werden.

Die Kulturstatsministerin Monika Grütters unterstützt mit dem Förderprogramm auch das Westpreußisches Landesmuseum in Warendorf bei „Ausbau und Stärkung der musealen Vermittlungsangebote“.

*D. G. (KK)*



## „Insbesondere denen so hieran gelegen“

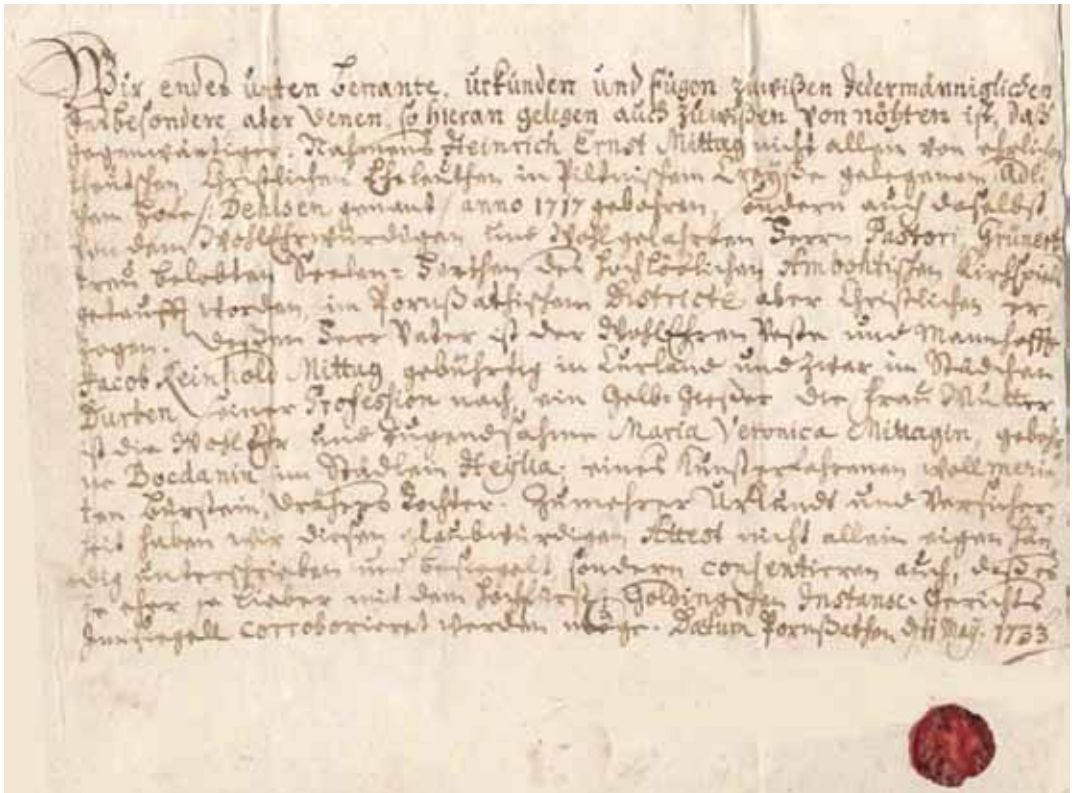
Die Carl-Schirren-Gesellschaft fand bei der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien Aufgeschlossenheit für ihr archivarisches Anliegen

Seit Anfang der 1950er Jahre werden in der Carl-Schirren-Gesellschaft (CSG) Archivalien mit Bezug auf die Geschichte der Deutschbalten sowie ihrer Herkunftsregionen in Estland und Lettland gesammelt und der Forschung zugänglich gemacht. In den über sechs Jahrzehnten seither ist der Gesellschaft wertvolles Archivgut übergeben worden.

Das Archiv der CSG ist ein Sammlungsarchiv, das Schriftgut verschiedenster Art aus

der Geschichte der Deutschbalten vor und nach der Umsiedlung 1939/41 sammelt, dauerhaft bewahrt und der Öffentlichkeit, insbesondere der wissenschaftlichen Forschung, zur Verfügung stellt. Darüber hinaus ist es auch das Archiv des eigenen Hauses (CSG, DKS) und landsmannschaftlicher Kreise. In ihrer archivarischen Arbeit dient die CSG dem Schutz wertvollen, weil einmaligen Kulturguts.

Die bisher herrschenden beengten räum-



Im „May 1733“ befließigte sich der Chronist für die ersten zwei Zeilen der Druckschrift, um in akkurater Schreibrift fortzufahren – eine reizvolle Herausforderung für jeden Leser

Bild: Carl-Schirren-Gesellschaft

lichen Verhältnisse im Brömsehaus sowie die schwierige Personalsituation erschwerten die Erschließung und Verzeichnung der Archivbestände sowie ihre Lagerung und Benutzung.

Um diese Situation grundlegend zu verbessern, beschloss der Vorstand der CSG, die Bestände neu zu bearbeiten und übersichtlich zu lagern. Dabei sollte es vor allem darauf ankommen, die Erfahrungen und Leistungen der zumeist jahrzehntelangen bewährten ehrenamtlichen Mitarbeiter – an ihrer Spitze seit über 30 Jahren Renate Adolphi, die Leiterin des Archivs – mit den im Archivwesen üblichen Standards zu verbinden, um so der Öffentlichkeit, insbesondere den interessierten Forschern, den größtmöglichen Nutzen zu gewährleisten.

Der Vorstand fand bei der zuständigen Beauftragten für Kultur und Medien der Bundesregierung (BKM), Staatsministerin Monika Grütters, große Aufgeschlossenheit. Eine von ihr eingesetzte Expertengruppe kam zu dem Ergebnis, dass die Archivbestände „kulturhistorisch überaus wertvoll und [...] für die Kultur und Geschichte der Deutschbalten relevant“ seien. Es stehe außer Frage, dass alles getan werden müsse, dieses Kulturgut für die Zukunft zu bewahren und der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Diesem Anliegen diene ein jetzt abgeschlossenes und durch die BKM gefördertes Vorprojekt, auf das sich ein Hauptprojekt stützen wird, das mehrere Jahre laufen soll.

Das Archiv gliedert sich in verschiedene Beständegruppen. Deren umfangreichste und bedeutendste bilden die Nachlässe deutschbaltischer Persönlichkeiten (Schriftsteller, Künstler, Wissenschaftler, Politiker u. a.). Besondere Erwähnung verdient auch die Beständegruppe „Archive deutschbaltischer studentischer Korporationen“. Hingewiesen sei auf einige historisch gewachsene gesonderte

Sammlungen von Urkunden, Manuskripten, Landkarten, Graphiken, Photographien, Postkarten und ähnlichem.

Diese Bestände umfassen ca. 250 laufende Regalmeter. Sie gliedern sich nicht nach Sachthemen oder möglichen Fragestellungen (Pertinenz), sondern nach den „Bestandsbildnern“ wie Gesellschaften, Vereine, natürliche und juristische Personen, Familien etc. (Provenienz). Wegen der oben beschriebenen Umstrukturierung des Archivs können zur Zeit nur die Beständegruppen genannt werden, nicht die einzelnen Bestände: CSA 100 Nachlässe, CSA 110 Sammlungen, CSA 120 Korporationen, CSA 130 Schulen, CSA 140 Vereine, Gesellschaften, Institutionen, CSA 150 Familienarchive, Firmenarchive, CSA 160 Kleine Erwerbungen, CSA 170 Karten, Pläne, Veduten, CSA 180 Carl-Schirren-Gesellschaft, CSA 181 Deutschbaltische Kulturstiftung, CSA 182 Deutschbaltischer Jugend- und Studentenring, CSA 183 Deutschbaltische Studienstiftung, CSA 190 Deutschbaltische Landsmannschaft/Deutschbaltische Gesellschaft, CSA 200 Dienstakten des Archivs.

Die Benutzung ist nach schriftlicher Anmeldung bei der CSG möglich. Anfragen werden im Rahmen der personellen Möglichkeiten beantwortet. Xerokopien können wegen der Personalsituation nur in begrenztem Umfang und gegen Rechnung bestellt werden. Bis zum Abschluss der erwähnten Umstrukturierungsarbeiten kann es zu Verzögerungen in der Bearbeitung von Anfragen bzw. zu Einschränkungen in der Benutzbarkeit der Bestände kommen.

Die Carl-Schirren-Gesellschaft hofft, ihr Archivprojekt mit Förderung durch die Bundesbeauftragte für Kultur und Medien fortführen und bald schon über neue Forschungsmöglichkeiten zur Geschichte der Deutschbalten berichten zu können.

*Peter Wörster (CSG – KK)*

# Montanostalgie

## Die Hüttenindustrie des Banater Berglands in einer Ulmer Ausstellung

*Eine Vorstellung von dem, was heißes Bemühen bedeuten mag: Stahlarbeiter beim Anstich eines Hochofens in Reschitz, 1938*

Bild: Museum



Bei einem Rundgang durch die aktuelle Sonderausstellung des Donauschwäbischen Zentralmuseums Ulm unter dem Motto „Glühender Stahl und rauchende Schlote“ können die Besucher sich einen Überblick über 300 Jahre Industriegeschichte des Banater Berglandes verschaffen. An der Vernissage nahm auch der Vorsitzende des Demokratischen Forums der Banater Berglanddeutschen in Rumänien, Erwin Josef Tigla aus Reschitz/Resita, teil. Für seine Verdienste um die deutsche Minderheit wurde er vielfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande.

Die „Zeitreise“ beleuchtet ein unbekanntes Kapitel europäischer Industriegeschichte in Rumänien. Mit dem Begriff „Industrialisierung“ verbindet man eher England oder das Ruhrgebiet. Aber auch das Banater Bergland im Südwesten Rumäniens war lange ein bedeutendes industrielles Zentrum. Bereits 1718 beschickten in der Zips (heute Slowakei) angeworbene deutsche Hüttenarbeiter den ersten Kupferschmelzofen. Ab

1872 bauten rumänische und deutsche Arbeiter in Reschitz gemeinsam Lokomotiven, zunächst für die österreichisch-ungarische Monarchie, später für den rumänischen Staat. Das 20. Jahrhundert brachte einen raschen Modernisierungsschub, dem ein ebenso rasanter Niedergang folgte. Heute rauchen im Banater Bergland kaum noch Schlote. Dafür bestimmen Industrieruinen das Bild der Städte und der umliegenden Landschaft.

Die Ausstellung folgt den Spuren der ersten deutschsprachigen Bergleute im Banater Bergland vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Präsentiert werden Lebenswelten der Region, wobei das Mit- und Nebeneinander der verschiedenen Kulturen berücksichtigt wird. Es geht sowohl um den harten Alltag der Arbeiter als auch um die Feste, die sie feierten, die Vereine, die sie gründeten, und nicht zuletzt um die Kämpfe, die sie ausfochten.

Eine Besonderheit der Schau sind die rund sechzig Fotografien des Werksfotografen Hermann Heel, die zwischen 1920 und

1960 in Reschitz – der einstigen „Feuerfestung Rumäniens“ – aufgenommen wurden. Dass es die Bilderauswahl heute noch gibt, ist nur dem Zufall zu verdanken: 1967 wollte die Leitung des Industriekombinats die historischen Bilddokumente entsorgen. 2000 Glasplatten aber konnten gerettet und in das Banater Montanmuseum gebracht werden. Im DZM wird erstmals eine Auswahl dieser seltenen Fotografien gezeigt. Zu den Fotomotiven gehören u. a. das Kupferbergwerk von 1771 bei Dognatschka/Dognacea, Fabriken und Wohnhäuser aus dem 19. Jahrhundert in Steierdorf/Anina sowie die Hochofenanlage mit Beladebrücke in Reschitz, um 1925, und der Anstich eines Hochofens in Reschitz, um 1938.

Weitere Ansichten zeigen die erste in Reschitz für die staatliche Eisenbahngesellschaft C.F.R. (Caile Ferate Române) gebaute Lokomotive, die der Generaldirektor der Reschitzer Werke und der Transportminister Valeanu König Ferdinand am 10. Juni 1926 übergeben haben.

Die Ausstellung des Donauschwäbischen Zentralmuseums wurde in Kooperation mit der Kulturreferentin für den Donauraum am Donauschwäbischen Zentralmuseum und dem Heimatverband der Banater Berglanddeutschen e. V. ausgerichtet. Die Präsentation ist bis zum 28. April im DZM Ulm zu sehen.

(KK)

## Der „Kreuzritter im Staube“

„Zwischen Revolution und Ruhrbesetzung“ im Haus Schlesien

Vor dem historischen Hintergrund, dass am 11. November 1918 die deutschen Vertreter in Compiègne den Waffenstillstandsvertrag unterzeichneten und damit das Ende des Ersten Weltkrieges besiegelten, eröffnete Haus Schlesien von Königswinter auf den

Tag genau nach 100 Jahren die Sonderausstellung „Zwischen Revolution und Ruhrbesetzung“.

Der am 28. Juni 1919 vorgelegte Versailler Vertrag hatte für Deutschland und ganz Mitteleuropa weitreichende Folgen. Neben



Heute heißt das „breaking news“: die Kulturreferentin Silke Findeisen vom Haus Schlesien präsentiert die Originalausgabe der „Breslauer Neuesten Nachrichten“ vom 10. November 1918 mit dem Artikel „Die Revolution in Berlin“

Bild: der Autor

der Volksabstimmung in Oberschlesien sah er auch die Abtretung von Teilen der Kreise Groß Wartenberg, Militsch, Guhrau und Namslau an das wiedererstandene Polen sowie des Hultschiner Ländchens an die neugegründete Tschechoslowakei vor. Im Mittelpunkt der zweisprachigen Sonderausstellung stehen eine Plakatwand mit deutschen und polnischen Aufrufen an die Bevölkerung sowie aussagekräftige Zeitungsausschnitte. So etwa wurden das Denken und Handeln der Menschen mit patriotischen und nationalen Parolen beeinflusst. Hier ist u. a. zu lesen: „Frauen – Sorget für Frieden und Brot! Wählet und werbt für die Wahl!“, „Auf zur Wahl am Sonntag! Keiner bleibe zurück!“ „Befreie Dich von Deinen Bedrückern! Stimme für Polen!“ oder „Der Kreuzritter liegt im Staube, lasst ihn nicht aufkommen!“ Eine Besonderheit ist die Originalausgabe der „Breslauer Neuesten Nachrichten“ vom 10. November 1918 mit dem Artikel „Die Revolution in Berlin“.

Selbst wenn Schlesien – von den ersten Kriegsmonaten 1914 abgesehen – keiner unmittelbaren militärischen Bedrohung ausgesetzt war, litt die Bevölkerung unter den Kriegsauswirkungen. Versorgungsengpässe, politische Restriktionen und Hunger untergruben auch in Schlesien den Durchhaltewillen. Im letzten Kriegsjahr mehrten sich Streiks und Unruhen in der Arbeiterschaft. Auch die Jahre 1918 bis 1923 waren für Schlesien eine unruhige und folgenreiche Zeit, in der sich viele langwierige Konflikte und politische wie gesellschaftliche Besonderheiten der Region bildeten und entwickelten.

An dem von Silke Findeisen, Haus Schlesien, betreuten Ausstellungsprojekt beteiligten sich die polnischen und tschechischen Kooperationspartner Muzeum Powstan Slaskich w Swietochłowicach (Museum der Polnischen Aufstände in Schwientochlowitz), Muzeum Slaska Cieszyńskiego (Museum des Teschener Schlesien),

Muzeum Regionalne w Sycowie (Regionalmuseum in Groß Wartenberg) und Muzeum Hlucínska (Museum des Hultschiner Ländchens).

So können sich die Besucher einen differenzierten Blick verschaffen und die Geschichte aus verschiedenen nationalen Perspektiven betrachten. Mit Bild- und Texttafeln sowie anhand von Dokumenten, Briefen, Archivbildern und Zeitungen wurden in Königswinter einige Höhepunkte herausgearbeitet. Neben Aspekten aus den Anfangsjahren der Weimarer Republik und der Wirtschaftsentwicklung zwischen Kriegsende und Währungsreform sowie verschiedenen Facetten des Alltagslebens erhalten in der Ausstellung auch das Kriegsende und der Friedensvertrag von Versailles gebührende Aufmerksamkeit. Hinzu kommen Bezüge zur Volksabstimmung und zur Teilung Oberschlesiens sowie die Entstehung neuer Staaten in Ostmitteleuropa und schlesische Gebietsverluste.

Die Teilung in Folge des Versailler Vertrages und damit die Volksabstimmung und die drei schlesischen Aufstände sind bis heute für die regionale Identität Oberschlesiens bedeutende und in ihrer Bewertung umstrittene Ereignisse. Die Aufstände zählen zu jenen Kapiteln, in denen sich die deutsche und die polnische Geschichtsschreibung deutlich unterscheiden, da die Sichtweise stark national geprägt ist. Doch nicht nur zwischen den beiden Nationen variiert die Deutung der Geschehnisse. Je nach Zeitgeist und politischer Lage wurden sie immer wieder unterschiedlich ausgelegt und für Propagandazwecke missbraucht.

Zur Sonderausstellung „Zwischen Revolution und Ruhrbesetzung“ – die im Haus Schlesien bis zum 28. April 2019 zu besichtigen ist – wurde ein Rahmenprogramm aufgelegt. Am 9. Februar 2019 fand in Königswinter die in Kooperation mit Institutionen der Arbeitsgemeinschaft „Kultur im Siebengebirge“ und dem Kulturreferenten

für Oberschlesien erarbeitete Tagung „Im Westen und Osten viel Neues – Die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges in Westdeutschland und Schlesien“ statt.

Die Fachtagung ging vorrangig auf die Schwierigkeiten ein, die in den Grenz- bzw. den ehemaligen Gebieten der neuen deutschen Republik entstanden. Das Augenmerk galt dabei der Situation in Schlesien, in den Regionen Eupen-Malmedy, Elsass-Lothringen sowie im Regierungsbezirk Köln. Der erste Teil der Veranstaltung war der spannungsreichen Situation der schlesischen Bevölkerung zu beiden Seiten der neuen polnischen Grenze gewidmet. Im

zweiten Teil stand die ehemalige preußische Rheinprovinz mit ihren spezifischen Kriegs-Auswirkungen im Mittelpunkt.

Zu den Referenten gehörten Dr. Inge Steinsträßer, Bonn, Dr. Vasco Kretschmann, Kulturreferent für Oberschlesien, Ratingen, Dr. Ingo Eser vom Historischen Institut der Universität Köln sowie Silke Findeisen vom Haus Schlesien, Dr. Ansgar Klein vom Siebengebirgsmuseum, Königswinter, und Claudia Waibel, Bundeskanzler-Adenauer-Haus, Rhöndorf.

Thematische Führungen sind im März und April anberaumt.

*Dieter Göllner (KK)*

## **Sozioökonomisches Ei des Kolumbus**

Mehr oder minder freiwilliger Arbeitsdienst – eine bulgarische Erfindung

Bulgaren gelten als russophil, sind es aber nur so lange, wie Moskau die rote Linie respektiert, die 1881 Dragan Cankov (1828–1911) zog. Dieser Liberale war einer der Gründungsväter des modernen Bulgariens, in dem er keine Russen sehen wollte. Die hatten den russisch-türkischen Krieg 1877/78 gewonnen, mit Hilfe bulgarischer Freischärler, führten sich danach aber in Bulgarien so selbstherrlich auf, dass Cankov sich beim Zaren beschwerte: „Halten Sie russische Offiziere aus unseren Ämtern fern. Wir wollen von Ihnen weder den Honig noch den Stachel!“

General Leonid Sobolev, Oberkommandierender der russischen Besatzer, nannte Cankov daraufhin einen „Irren“ (lud) und strengte einen Prozess gegen ihn an. Dieser geriet zur Farce, trug Cankov aber viel Prestige bei seinen Landsleuten ein. Ähnliches provozierte 90 Jahre später Staats- und Parteichef Todor Schiwkow (1911–1998), als er Breschnews Sowjetunion als „bulgarische Kolonie“ bezeichnete. Da knirschte Moskau mit den Zähnen, aber

ernsthaft konnte man Bulgarien, Nachbar Tito-Jugoslawiens sowie der NATO-Staaten Griechenland und Türkei, nichts anhaben.

Seit April 2004 ist Bulgarien selber in der NATO, seit 2007 auch in der EU, womit die kyrillische Schrift, die Bulgaren-Zar Simeon 893 zur Staatsschrift erhob, auf



*Monolithisches Selbstbewusstsein in Beton:  
Kulturpalast in Sofia*

Bilder: Südwest-Verlag

die Euro-Scheine kam. In der EU galt Bulgarien bald als balkanisches Silicon Valley, dessen IT-Kompetenz Nachbarländer wie Makedonien mitzieht und Brüsseler Hätschelkinder wie Kroatien ärmlich aussehen lässt. Offenkundig hat Bismarck, obschon eingefleischter Russlandliebhaber, die Bulgaren zu Recht als „Preußen des Balkans“ gelobt.

„Auf jedem Kilometer der Welt steht mindestens ein Bulgare“, sagen Bulgaren, und was das z. B. uns Deutschen bedeuten könnte, bezeichnete der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker im Sommer 1988 bei seiner Bulgarienreise als „Wiederentdeckung einer alten Freundschaft“. Dazu lieferte (fast) jedes Jahrhundert seinen Beitrag, beginnend 860, als Bulgaren-Khan Boris und König Ludwig der Deutsche die Christianisierung der Bulgaren verabredeten, womit das Land europäische „Weißen“ erhielt, bis zur Gegenwart mit ihren fünf „Schulen mit deutscher Unterrichtssprache“. Seit dem späten 18. Jahrhundert lehren sie, obwohl Bulgarien nie eine deutsche Minderheit aufwies, ausgenommen die Gebirgsdörfer Endshe und Byrdarski Geran mit ca. 1100 „Sachsen“, die als tüchtige Pferdezüchter überregionalen Ruf genossen.

„Wer wissen will, wer den nächsten Krieg verliert, muss prüfen, an wessen Seite Bulgarien ist“, lästerten Westeuropäer, nachdem Bulgarien in beiden Weltkriegen als Deutschlands Verbündeter Niederlagen erlitten hatte. 1918 musste es sein Heer verkleinern und eine schwere Wirtschaftskrise meistern. In dieser Lage verfügte die „Bauernregierung“ unter Aleksandar Stambolijski (1879–1923) per Gesetz vom 10. Juni 1920 eine allgemeine „Arbeitspflicht“ (trudova povinnost, TP), die für Männer bis zum 40., für Frauen bis zum 30. Lebensjahr bestand. Als einzige in der Welt hatten die Bulgaren aus ihrer Not eine Tugend gemacht, gewissermaßen ein sozioökonomisches Ei des Columbus ausgebrütet. In

Konjunkturzeiten braucht man Arbeitskräfte allenthalben und wird sie nicht in Arbeitsdiensten „verschwendet“, wo sie enorme Kosten für Organisation, Unterbringung, Transport, Versorgung etc. verursachen. In Notzeiten besinnt man sich auf sekundäre Effekte, betont die gemeinschaftsbildende, sozial integrierende, werktätige Rolle dieser Dienste.

So taten es die Bulgaren, ihr Unternehmen wurde weltweit nachgemacht, von Amerika bis Japan. Auch Deutschland fasste Tritt, animiert von Professor Walter Hoffmann (1891–1972), dem Chef des Mitteleuropa-Instituts an der Dresdener Technischen Hochschule, der befand, „dass die in Bulgarien gesammelten Erfahrungen wertvoll sind, wenn man in Deutschland eine ähnliche Einrichtung schaffen will“. Und ob „man“ das wollte! Konservative Politiker und Wirtschaftler plädierten für eine Nachahmung des bulgarischen Beispiels, desgleichen die deutsche linke Mitte, obwohl sie die ökonomischen Effekte der TP eher skeptisch beurteilte, aber ihre staatsbürgerliche Erziehung lobte.

Worin bestand die bulgarische „trudova povinnost“ im Detail? Jedes Jahr wurden rund 30 Prozent einer Altersgruppe verpflichtet, zuerst zwölf, später acht Monate unentgeltlich gemeinnützige Arbeiten zu verrichten, vor allem im Straßenbau. Damit (und mit der „preußischen“ Organisation des ganzen Unternehmens) erntete Bulgarien enorme Vorteile: Die Arbeitslosen waren von der Straße, notwendige Arbeiten wurden bei niedrigsten Kosten verrichtet, der Arbeitsdienst war zudem eine nationale Schule, die junge Menschen zu loyalen Staatsbürgern erzog – unter dem Leitmotiv „Za Balgarija trud“ (Arbeit für Bulgarien) – und sie daneben noch Lesen, Schreiben, Körperhygiene etc. lehrte, was besonders bei der traditionell arbeitsscheuen „Zigeuner-Minorität“ fruchtete. All das sprach auch die Deutschen an, und am 5. Juni 1931 billigte Reichskanzler Heinrich Brüning



*Eher archaische Variante der Gemeinschaftsarbeit: bulgarische Kolkhos-bauerinnen*

einen „Freiwilligen Arbeitsdienst“ (FAD) zur Behebung der hohen Arbeitslosigkeit. Des- sen Effekt war gering, die Kontrolle locker, so dass die Logistik des Dienstes mitunter als militärische Trainingscamps für paramilitärische Truppen wie „Freikorps“ und andere missbraucht wurde. Damit wurde die Idee auch bei Hitlers Partei interessant.

Als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, ernannte Hitler Konstantin Hierl (1875–1955), NSDAP-Mitglied seit 1927, zum Staatssekretär im Arbeitsministerium und beauftragte ihn mit der Bildung eines zunächst freiwilligen Arbeitsdienstes. Seit 1934 amtierte er als „Reichskommissar für den freiwilligen Arbeitsdienst“ (RAD), nach Einführung der Arbeitsdienstpflicht am 26. Juni 1935 als „Reichsarbeitsführer“, oberster Führer einer Heerschar von jungen Leuten beiderlei Geschlechts zwischen 18 und 25 Jahren. Der „Reichsarbeitsdienst der weiblichen Jugend“ (RADwJ) bestand indessen nur auf dem Papier, da er erst im April 1936 formal in den RAD inkorporiert wurde. Bis dahin, z. B. 1934, hatten nur 7347 „Arbeitsmädchen“, aber 220 000 „Arbeitsmänner“ am Arbeitsdienst teilgenommen.

Junge Männer wurden bei Entwässerungsarbeiten, im Autobahnbau etc. eingesetzt, junge Frauen bei Haus- und Feldarbeiten in der Landwirtschaft. Die Organisation war klar durchstrukturiert: Der RAD gliederte sich in 30 „Arbeitsgaue“, 182 „Gruppen“ und 1260 „Abteilungen“, es gab eine Hierarchie (vom „Vormann“ bis zum „Obergeneralar-

beitsführer“), für Betreuung und Unterhaltung standen „Heildienste“ und „Musikzüge“ bereit, und für die Zeit danach sorgte die Organisation „Arbeitsdank“ (mit 150 000 Mitgliedern 1936) mit Krediten, Lehrgängen, Beratungen und Erholungsheimen für die Reintegration der Ausgeschiedenen.

Deutlich vom bulgarischen Muster übernommen war die (relative) Politikferne des RAD, die sogar US-Historiker beeindruckte. Im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess (1945–1949) wurde der RAD weder erwähnt noch unter den „verbrecherischen Organisationen“ aufgeführt. Nur RAD-Führer Hierl bekam 1948 als „Hauptschuldiger“ fünf Jahren Arbeitslager, was ihn nicht hinderte, 1955 seine Memoiren „Im Dienst für Deutschland“ zu veröffentlichen.

In Bulgarien gab es die TP bis 1969, als ihre sieben „Divisionen“ zu „Bautruppen“ (stroitelni vojski, SV) umgeformt wurden. Erst nach der bulgarischen „promjana“ (Wende) wurden sie auf Brüsseler Ersuchen als „Form von Zwangsarbeit“ abgeschafft. Was für ein Unsinn! Der östliche Balkan ist voller Bauten, die bis heute von Energie und Effekt der TP-Arbeit zeugen: Donaubrücke bei Ruse (2008 m), Balkantunnel „Koznica“ (5801 m), Hunderte Bewässerungsleitungen am Schwarzen Meer und der Dobrudscha, Dutzende Kraftwerke, Tausende Wohnblocks, Bergwerkskomplex in den Rodopen, TV-Turm auf dem Botev-Gipfel und vieles mehr.

*Wolf Oschlies (KK)*



## Ein Fenster mit Blick auf die Geschichte

### Denkmal für die umgesiedelten Deutschbalten in Estland

Der estnische Privatmann Tõnis Kaasik hatte die Idee, zum 100. Jahr der Selbstständigkeit Estlands ein Denkmal zur Erinnerung an die umgesiedelten Deutschbalten aus Estland auf seinem Grundstück aufzustellen. Vor vielen Jahren hatte er das ehemalige Gut Sackhof der Familie von Löwis of Menar erworben. Zehn Jahre benötigte er, um das Gebäude zu restaurieren und zu renovieren. Ein sehr schönes Hotel mit Restaurant entstand, das direkt auf der Steilküste am Finnischen Meerbusen liegt.

Die Einweihung des Denkmals fand am 18. Oktober 2018 statt. An diesem Tag verließ vor 79 Jahren das erste Umsiedlerschiff den Hafen von Tallinn/Reval.



Tõnis Kaasik hatte einen Bus in Tallinn/Reval organisiert, der viele Esten und deutschbaltische Gäste abholte, nach Saka und am Abend wieder zurück brachte. Einige benutzten den eigenen PKW. Nach einer Fahrt von etwa zwei Stunden erreichten wir Saka, wo wir mit Kaffee, Tee, Obst und einer Menge verschiedener köstlicher Piroggen empfangen wurden.

Nach der baltischen Stärkung begaben sich über 100 Teilnehmer zum verhüllten Denkmal. Bei strahlendem Sonnenschein und blauem Himmel begrüßte Tõnis Kaasik die Anwesenden. In seiner Ansprache bedauerte er die Auswanderung der Deutschbalten. „Estland hat den Deutschbalten viel zu verdanken. In verschiedensten, wichtigen Bereichen des Zusammenlebens haben sie unendlich viel für Estland, seine Bevölkerung und die gemeinsame Heimat geleistet.“

Anschließend sprachen der deutsche Botschafter in Estland, Christoph Eichhorn, Anne-Ly Reimaa vertrat Indrek Saar, den Minister für Kultur. Sie zählte viele gemeinsame kulturelle Aktivitäten mit Deutschbalten in und außerhalb Estlands auf. Der Bildhauer Simon von Seakyll war leider nicht anwesend. Architekt Kalle Rõõmus wurde vorgestellt. Heiner von Löwis of Menar ergriff als letzter das Wort und berichtete über das Leben seiner Familie auf Gut Sackhof. Sie verließ das Gut und das Land 1939.

Zum Schluss begrüßte die Gemeindevorsteherin von Toila, Eva East, die vielen Gäste. Danach wurde das Denkmal enthüllt. Es steht auf der Steilküste, auf einer großen Rasenfläche, die zum ehemaligen Gut gehört. Man erblickt ein zweiflügeliges, geöffnetes Fenster, gehalten von einem stabilen Eisenrahmen, der auf einem Po-

dest steht. Drei Störche mit ausgebreiteten Schwingen fliegen zum Fenster hinein. Symbolisch – sie fliegen in die Heimat zurück. Der Betrachter blickt durch das Fenster hindurch aufs Meer und in den blauen Himmel. Einen schöneren Platz hätte man nicht finden können.

Nach der Einweihung begaben sich alle Teilnehmer ins Gutshaus, wo ein Symposium mit Diskussion über die Umsiedlung stattfand. Dr. Olev Liivik (Estonisches Historisches Museum und Vorsitzender der Gesellschaft für deutschbaltische Kultur in Estland) oblag die Organisation der Veranstaltung mit fünf Vorträgen über die Umsiedlung: Dr. Olev Liivik, Estland (Warum sind die Deutschbalten 1939 gegangen und nicht geblieben?), Triin Tark, Universität

Tartu/Dorpat (Wer wurde im Jahr 1941 umgesiedelt?), David Feest, Nordost-Institut Lüneburg (Zwischen Estland und Deutschland. Bankier Klaus Scheel und die Umsiedlung von Deutschbalten), Anne Untera, Estonisches Kunstmuseum Tallinn/Reval, (Deutschbaltische Kunst in den Wirren der Umsiedlung und später in estnischen staatlichen Museen), Tõnis Liibek, Technische Universität Tartu/Dorpat (Deutschbaltische Familienalben und ihr Schicksal).

Ich denke, wir dürfen Tõnis Kaasik sehr dankbar sein, dass er für die Deutschbalten, die über viele Jahrhunderte gemeinsame Geschichte in Estland gelebt und geprägt haben, eine sichtbare, bleibende Erinnerung geschaffen hat.

*Babette von Sass (KK)*

## Wie fern ist denn noch Europa?

Buchvorstellung mit Monsignore Anton Otte in Prag

In diesem Sommer kann Monsignore Anton Otte sein 80. Wiegenfest feiern und auf ein wechselhaftes Leben zurückblicken. Dieses und damit sein Wirken und sein Einsatz vor allem für die deutsch-tschechische Versöhnung ist nun in dem Buch „Fernes Europa?“ dokumentiert, das kürzlich in Prag vorgestellt wurde. Anhand von Interviews, die der Publizist Josef Beránek mit ihm führte, wird Ottos Vita ausführlich nachgezeichnet. Unterstützt wurde die zweisprachige Buchpublikation von Renovabis und dem Deutsch-Tschechischen Zukunftsfonds.

Schon die vielen Gäste aus Deutschland, Tschechien und Österreich, die in den Räumen des Kollegiatskapitels der Buchpräsentation beiwohnten, sind ein Beleg für die Wertschätzung, derer sich der Autor erfreut. Auf Ottos Bezüge zum Königlichen Kollegiatskapitel der Heiligen Peter und Paul auf dem Vyšehrad wies Propst Aleš

Opatrný in seiner Begrüßung hin. Denn Otte hatte von 2011 bis 2015 selbst das Amt des Propstes inne. Ebenso erinnerte Opatrný an einige historische Ereignisse. „Nach Leiden kommt Versöhnung“, mit diesem Satz fasste der derzeitige Propst seine kurze Einführung zusammen.

Für den in Prag ansässigen Vyšehrad-Verlag, bei dem das Buch erscheint, sprach Filip Outrata ein Grußwort. Das Buch werde in einer Reihe publiziert, in der „Gespräche mit Menschen des kirchlich-gesellschaftlichen Lebens“ dokumentiert werden. Angesichts einer weitverbreiteten Angst vor der Zukunft sei Versöhnung notwendig, so der Verlagsvertreter. Der Inhalt des Buches wie auch Ottos Leben könne mit „Versöhnung“ umschrieben werden. Auch wies Outrata darauf hin, dass Josef Beránek im Vyšehrad-Verlag bereits mehrere ähnliche Projekte begleitet hat.

Den Aspekt „Versöhnung“ – mit Blick auf

Zwiesprache über  
zweisprachige  
Gespräche mit  
dem Buch, in dem  
sie stehen: Anton  
Otte (r.) mit Josef  
Beránek

Bild: der Autor



Otte – stellte auch Josef Beránek in den Mittelpunkt und ging kurz auf Ottos Kindheit im Grenzgebiet zu Polen mit den damals damit verbundenen Problemen ein. „Ein gemeinsames Europa kann nicht ohne gemeinsame Geschichte existieren. Das Leben Anton Ottes ist so eine Geschichte. Zum Zusammenleben in Europa müssen wir die Verständigung und Versöhnung suchen. Auch der Glaube hilft uns dabei“, brachte es der Interviewer auf den Punkt. An die Einheit der Christen erinnerte Toni Otte. „Wir Christen sind die Bauer Europas“, folgerte er daraus. Er ging sogar noch tiefer: „Die einzige Heilung, das einzige Medikament gegen Barbareien wie im Zweiten Weltkrieg ist der europäische Gedanke.“

Seine Freude über das Buch drückte auch der Präsident der Tschechischen Christlichen Akademie, Prof. Dr. Tomáš Halík, aus. „All diese Ereignisse werden in 40 Jahren aus der mündlichen Geschichte verschwinden“, stellte Halík fest.

Ähnliche Kindheitserinnerungen wie Otte schilderte Daniel Herman, der Vorsitzende der Sdružení Ackermann-Gemeinde. Besonders aber hob er „lebendige Brücken“ hervor, also Menschen, die Brücken bauen. „Einer ist Toni Otte, der Brücken baut. Dank seines Lebens konnte ich viel verstehen“, so Herman.

An einen von Otte immer wieder betonten Aspekt erinnerte der Bundesvorsitzende der Ackermann-Gemeinde, Martin Kastler. Wichtig sei nicht nur, für Europa zu kämpfen, sondern auch dafür zu beten. Deshalb lud Kastler zur Europa-Wallfahrt Anfang Mai nach Mariazell ein und dankte Otte „für die vielen Jahre im Dienst der Ackermann-Gemeinde, besonders aber für das investierte Herzblut für Europa“.

Für die Stadt Neuburg a. d. Donau sprach der Zweite Bürgermeister Dr. Rüdiger Vogt ein Grußwort. Die Stadt unterhält freundschaftliche Beziehungen zum Heimatbund Weidenau-Großkrosse e. V. und zu den Gemeinden Vidnava (Weidenau) und Velka Kras (Großkrosse) sowie eine Städtepartnerschaft mit Jeseník (Freiwaldau). Daher rührt auch die Verbindung zu Anton Otte, der in Weidenau geboren wurde und daher häufig die Aktivitäten in Neuburg begleitet.

Als wichtigste Botschaft seines Buches sieht Anton Otte, von Josef Beránek konkret danach gefragt, dass Europa immer wieder auf neue Herausforderungen reagieren müsse. „Europa steht immer als unsere Aufgabe vor uns“, schloss Otte seine Ausführungen und erinnerte an Politiker wie Konrad Adenauer oder Charles de Gaulle, denen das Gebet wichtig war.

*Markus Bauer (KK)*

# BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

## **Südosteuropäische Saga**

*Der diesjährige Hauptpreis des Georg Dehio-Buchpreises ging an den kroatischen Schriftsteller Miljenko Jergovic. Sein Roman „Die unerhörte Geschichte meiner Familie“ ist ein Meisterwerk der Erzählkunst.*

Mal fühlte er sich als Deutscher, mal als Kroat – der Großonkel Rudolf Stubler. Am liebsten war ihm wohl seine „San-Marino-Identität“ – die „Iliđanische Identität“, schließlich war Iliđa, ein Vorort von Sarajevo am Fuße der Berge Igman, sein Zuhause. Dort grüßte er seine Nachbarn, wenn er durch die Gassen ging. Als ihn das Belgrader Eisenbahnministerium Ende August 1954 geschäftlich nach Berlin entsandte, empfand er die deutsche Metropole als einen „Albtraum aus Beton, großkotzig, riesig und grau wie der Tod, mitten im Nirgendwo“. Trost in dieser Betonwüste hätte nur ein Konzert mit den Berliner Philharmonikern spenden können. Für den 1. September – dieses schwarzen Tages 15 Jahren zuvor, als der Zweite Weltkrieg begann, gedachte allerdings 1954 keiner – stand die 9. Symphonie von Beethoven auf dem Programm, mit Furtwängler am Dirigentenpult. Nichts wie hin! An der Kasse teilte der Kassierer dem Onkel Rudi mit, der Dirigent sei krank, das Konzert falle aus. Doch plötzlich, wie aus dem „Nirgendwo“, stand der Maestro höchstpersönlich vor der Konzertkasse und sagte: „Ihr Jugoslawen müsst um Beethoven nicht trauern, Ihr habt das Meer. In den letzten Sommertagen erhebt sich gegen Abend ein Wind und die Wellen klatschen in Dubrovnik an die Felsen, (...) die sind einem Beethoven ebenbürtig (...)“

Bei den Stublers wurde die Begegnung des Großonkels Rudi mit Furtwängler bei jedem Familientreffen, jeder Hochzeit und jedem Leichenschmaus nacherzählt. So erreichten diese und unzählige andere Geschichten den Nachfahren Miljenko. 2013 schreibt der Sohn von Rudis Nichte die „unerhörten“ Geschichten nieder. Aber hat er sie auch zu Ende erzählt?

Anlässlich des Georg Dehio-Buchpreises 2018 darf diese Frage noch einmal aufgeworfen werden.

Am 10. Oktober 2018 verlieh das Deutsche Kulturforum östliches Europa den Hauptpreis des Georg Dehio-Buchpreises dem Schriftsteller Miljenko Jergovic. Die Preisverleihung fand im Festsaal des Roten Rathauses in Berlin statt – just in jenem Raum, wo das Gemälde „Der Berliner Kongress von 1878“ des Hofmalers Anton von Werner hängt. Für den kroatischen Schriftsteller, der bis 1993 in seiner Geburtsstadt Sarajevo gelebt hat, ein Gemälde, das ein schicksalsträchtiges Ereignis einfängt. Ohne dieses historische Datum gäbe es kein Familienepos, betonte der Preisträger in seiner Dankesrede. Auf der abschließenden Sitzung des Berliner Kongresses am 13. Juli 1878 in der Reichskanzlei wurde der russisch-türkische Konflikt beigelegt. Das Osmanische Reich trat alle seine Gebiete auf dem Balkan ab. In der Folge bekam Österreich-Ungarn das Gebiet Bosnien-Herzegowina zugesprochen. Ohne diesen k. u. k. Schachzug hätte es niemals einen Banater Schwaben namens Karlo Stubler in die entlegenste Ecke des Balkans verschlagen und die „unerhörte Geschichte“ seines Urenkels Miljenko nicht gegeben.

Jergovics Familiensaga setzt sich aus vielen narrativen Strängen zusammen. Vieldimensional sind die Geschichten von Verwandten und Freunden über glückliche Tage und entbehrungsreiche Zeiten. Alles fängt mit der Geschichte des Urgroßvaters an, des Eisenbahners Karlo und seiner Frau Johanna, beide aus dem Banat, aus einer Region, die einst zu Österreich-Ungarn gehörte. Nachdem Karlo „sein gesamtes Berufsleben entlang bosnischer Gleise“ verbracht hatte, wollte er zwar noch einmal in sein Heimatdorf Bosowitsch zurückkehren, doch machte ihm der Weltkrieg einen Strich durch die Rechnung. Er starb in Bosnien, ohne die Banater Verwandtschaft je wiedergesehen zu haben.

Die Geschichte der Großmutter Olga, Tochter

des alten Karlo, fädelt sich schlicht und unspektakulär ein. Mit jener von Großvater Franjo, Olgas Ehemann, einem slowenischen Eisenbahner, ergibt sie ein Ganzes und ist dennoch brüchig. Franjo liebte seine Bienen über alles: Aus ihrem Honig hörte man Menschen aus der Habsburger-Zeit reden. Unermüdlich schrieb Franjo in sein Bientagebuch, aus dem später der Enkel Zeit- und Familiengeschichte rekonstruieren wird. Olgas Liebe galt ihrem erstgeborenen Sohn Mladen – „in puncto Schönheit, Intelligenz und Talent“ war er den beiden anderen Kindern, Dragan und Javorka, überlegen. Sie lässt ihn zur SS-Ausbildung ziehen, in der Hoffnung, dass er verschont bleibt – und verliert ihn: „Ab Herbst 1943 begann die Zeit, in der er tot war, sein Tod quälte sie bis zu ihrem Tod, der Albtraum aber überlebte ihren Tod. Die Zeit von Mladens Tod währt bis heute, Sommer 2013, sie geht erst mit diesem Roman über die Familie zu Ende, falls der Roman ein Ende findet.“

Nicht wenige Schlenker erlaubt sich der Erzähler. Einer von ihnen gilt Olgas Schwester, der Großtante Rika, die zusammen mit ihrem Mann, dem Bahnhofsvorsteher Dundo, einen Tschetnik-Überfall während des Zweiten Weltkriegs überlebt. Ein anderer Schlenker fängt Tante Mara ein, Franjos Verwandte: „eine Bergarbeitermutter wie aus dem Alten Testament“, die ihre neun Kinder samstags badete und hinterher – je nach Tragweite der während der Woche begangenen Vergehen – prügelte, auf dass sie am Sonntag, dem „Tag des Herrn“, von Sünden „rein“ sein sollten. Einen weiteren Schlenker gibt es zu Cica Šneberger, die es „am Herzen hatte, aber keine Medikamente nahm“: „Es gibt Herzen, die darf man nicht behandeln, die würden das als Demütigung empfinden.“ Der Erzählschlenker zu dem Musikerehepaar Maksimilijan und Bosiljka Kamauf Stincic wächst sich in seiner Wucht zu einer unglaublichen Abzweigung aus: Die beiden Pianisten überließen ihren unmusikalischen Sohn einer jüdischen Tante in Graz und erklärten ihn in der Öffentlichkeit für tot. Ein leerer Sarg wurde zu Grabe getragen, während die vermeintlich erschütterten Eltern das ernstgemeinte Beileid mitfühlender Freunde entgegennahmen.

Eher im Brennpunkt steht die Mutter des Schriftstellers, Javorka, geboren 1942, ein Kriegskind, das Großmutter Olga aus Angst vor der Ustascha nicht abgetrieben hat – auf Abtreibung

stand zu jener Zeit die Todesstrafe: „Ohne diese Angst hätte Olga wie schon im Sommer 1940 abgetrieben. Hätte Nonna nicht Schiss gehabt, wäre die Hand, die dies schreibt, eine kosmische Potenzialität geblieben. Muss ich der Ustascha dankbar sein?, frage ich mich in Zagreb, Sommer 2013, bald ist Mladens siebzigster Todestag, und der Ustascha wird in meinem Umfeld wieder viel verständnisinnige Dankbarkeit entgegengebracht für ihre Verdienste um Kroatien. Ich bin denen, die mir das Leben schenkten, nicht dankbar.“

Aus Dankbarkeit können Werke wie jene von Jergovic nicht entstehen. Seine messerscharfen Zeilen goutieren viele seiner Zeitgenossen nicht: Es schmerzt, wenn jemand an die „Wirklichkeit des Krieges“ erinnert – zumal es auf dem Balkan viele Kriege waren, einer nach dem anderen. Der Wiederkehr des Ressentiments und der nationalen Besessenheit scheint auch heute niemand Einhalt gebieten zu können. Kaum zu entscheiden, welcher von den vielen Kriegen denn mehr einer „Naturkatastrophe“ glich. Alle brachen sie wie eine „biblische Plage“ über die Menschen auf dem Balkan herein, als wären sie Facetten ein und desselben Untergangs, und dennoch „gleicht keine Apokalypse der anderen, jede grub sich in das Gedächtnis unzähliger Familien ein, deren Erinnerungen keiner zusammenfasste und archivierte, weswegen jede Tragödie individuelle und persönliche Rachegründe hat“.

Individuell und persönlich sind Jergovics Aufzeichnungen, die das zermürbende Sterben seiner Mutter begleiten. Aus ihnen ist ein Roman entstanden, der seinesgleichen sucht. Welches war wohl Jergovics Beweggrund für diesen persönlichen Einblick? Vielleicht geht es ihm wie jenem berühmten italienischen Geschichtenerzähler am osmanischen Hof, von dem es heißt, dass er nur „so lange existierte, wie seine Geschichte andauerte, und wenn die Geschichte beendet war, verwandelte er sich in einen Taugenichts, Faulpelz und Landstreicher. Keiner brauchte ihn ...“ Bis ihn die Sehnsucht nach der nächsten Geschichte ergriff! Und die Geschichte ihn anschie: Erzähl mich!

Miljenko Jergovic ist ein begnadeter Geschichtenerzähler. Erzählungen tauchen bei ihm auf und wieder ab. Unerwartet sind sie da – und enden, bevor sie „zu Ende erzählt wurden“. Denn das Ende ist nicht in Sicht, auch nach

1095 Romanseiten nicht. Und der letzte Satz ist immer nur der vorletzte: „die Welt, die dem Tod unmittelbar vorhergeht, das Sterben, das sich nicht erzählen lässt“.

*Ingeborg Szöllösi (KK)*

## **Vor-, Nach- und Inbild**

*Robert Rauh: Fontanes Frauen. Fünf Orte, fünf Schicksale, fünf Geschichten. be.bra Verlag, Berlin 2018, 255 S., Leinen, 22 Euro*

Fast fünfzig Jahre hat Theodor Fontane mit seiner eigenen Frau verbracht. Insofern ist der Titel des zu seinem 200. Geburtstag erschienenen Buches etwas reißerisch. Gemeint sind nämlich seine wichtigsten Frauengestalten in „Effi Briest“ (1896), „Frau Jenny Treibel“ (1893), „Vor dem Sturm“ (1878), dem ersten Band seiner „Wanderungen“ (1865) und „Fünf Schlösser“ (1889). Autor Robert Rauh begab sich wie bei seinem vorhergehenden Buch „Fontanes fünf Schlösser“ zu den Orten, an denen die Vorbilder gelebt haben, und recherchierte mit wissenschaftlicher Akribie in einem „Balanceakt zwischen Literatur und Wirklichkeit“. So dokumentiert er am Schluss seines Buches auch die Lebensdaten der Fontaneschen Vorbilder. Schließlich ist Rauh Historiker und Lehrer, Herausgeber von Lehrbüchern und Träger des Deutschen Lehrpreises.

Fontane – nach eigenen Worten ein „Frauenschwärmer“ – war zeitlebens fasziniert von Frauen, deren Lebensweg jenseits der gesellschaftlich vorgegebenen Bahnen verlief. Dafür steht besonders Effi Briest alias Elisabeth von Ardenne (1853–1952), an deren Geburtsort Plotho-Zerben in der Nähe von Magdeburg Rauh mit Erfolg recherchiert hat und einige Fotos dazu liefert. Ein Museum im Rest des in der DDR-Zeit abgerissenen Schlosses ist geplant. Rauh sah sich auch an den anderen Lebensorten der geschiedenen Baronin um, in Benrath und Lindau. Fontane denkt aber als Schriftsteller, wenn er in einem Brief über seine Figuren schreibt: „Es ist nämlich eine wahre Geschichte, die sich hier zugetragen hat.“

Bei seiner Parallele zwischen Fontanes einziger Tochter Martha (1860–1917) und Corinna Schmidt in dem Roman „Frau Jenny Treibel“

(1893) beschreibt Rauh oft bis ins Detail den Lebensweg der von Krankheiten geplagten und spät verheirateten Martha, „in deren Leben Wunsch und Wirklichkeit hart aufeinander prallen“, vorwiegend im mecklenburgischen Waren. Er besuchte ihre Wohnungen und befragte die Stadtführerin, die selbst bei der 750-Jahr-Feier der Kleinstadt ins Kostüm der Mete schlüpfte und ihn zum noch heute erhaltenen Grab begleitete. Im Gegensatz zur bisherigen Fontane-Forschung glaubt Rauh nicht an Marthas Selbstmord, sondern an einen Unfall.

Für die gleichnamige Novelle „Grete Minde“ hatte sich Fontane im Jahre 1878 zweimal selbst auf den Weg nach Tangermünde gemacht, allerdings nicht so gründlich recherchiert wie Robert Rauh 2018. Es ging um den großen Stadtbrand von 1617, das Todesurteil gegen die angebliche Brandstifterin Minde und die grausame Vollstreckung. Rauh durfte sogar im Stadtarchiv die originalen Prozessakten einsehen. Ediert, aber noch nicht gedruckt wurden sie gerade im Rahmen einer 560 Seiten umfassenden Doktorarbeit. Vorgelegt wird diese von Friedrike Wein an der Freien Universität Berlin. Rauh traf sich mit der Verfasserin in Berlin, sieben Jahre hat sie gearbeitet an ihrem Opus über die Frau, die Tangermünde bekannt machte.

Karoline Amalie Marie de la Roche Aymon (1771–1859) war das Vorbild für die fiktive Gräfin Amalie in den „Wanderungen“ und noch einmal im „Stechlin“.

Das Kapitel über Prinzessin Goldhaar wirkt wenig geschlossen, ja zerfasert. Drei Stränge sind notdürftig verwoben: die Beschreibung des Dörfchens Köpernitz bei Rheinsberg im Landkreis Ostprignitz-Ruppin mit seinem Gutshof, der stillen Passion Fontanes, die Herkunft von Karoline, ihre Stellung am preußischen Königshof und schließlich ihre Ehe mit Graf Charles de la Roche Aymon, der „mehr als ein Lustknabe“ am Rheinsberger Hof war. Karoline kommt im Gegensatz zu den drei vorher präsentierten Frauen bei Rauh zu kurz. In Köpernitz gibt es alljährlich den „Tag der Gräfin“ und einen Fontanebrunch.

Im letzten Buchkapitel über das „fast märchenhafte Leben der Krautentochter“ (1762–1819), gewürdigt in „Fünf Schlösser“, schlüpft Rauh gleichsam selbst in die Rolle Fontanes, so eindringlich beschreibt er deren einstigen Besitz von Schloss Hoppenrade mit der es umgeben-

den Landschaft. Rauh hatte Glück, da er gerade zum 750. Gründungsfest von Hoppenrade (etwa eine Stunde nördlich von Berlin gelegen) zum Schloss kam und dieses Tag der offenen Tür hatte. Sich an Fontane orientierend, erzählt Rauh aufgrund zusätzlicher eigener Recherchen das abwechslungsreiche Leben der durch Heirat adelig gewordenen Krautentochter. Drei Ehen, ein Duell ihrer beiden ersten Ehemänner und eine Entführung ihres Kindes haben darin für viel Aufregung gesorgt. Das heute vorbildlich renovierte Schloss beherbergte 1945 etwa 25 Flüchtlingsfamilien.

Nicht nur Fontane-Freunden bietet Rauh einen lebendigen Eindruck literarischer Orte, belebt die Erinnerung an die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und regt zu einem baldigen Besuch von Fontanes Heimat an.

*Norbert Matern (KK)*

## **Er schwor's bei seinem Bart**

*Adolf Endler: Kleiner kaukasischer Divan. Herausgegeben von Birgit Schreier-Endler. Wallstein Verlag, Göttingen 2018, 274 Seiten, 22 Euro*

Orientalisch mutete Adolf Endlers Ankündigung seiner neuen Arbeiten an – „Ich schwör's bei meinem Bart!“ –, die unter der Überschrift „Auskünfte“ auf dem Umschlag des Gedichtbändchens „Das Sandkorn“, erschienen 1974 im Mitteldeutschen Verlag in Halle, abgedruckt ist. Vor allem beruft er sich auf seinen längeren Aufenthalt im Frühsommer 1969 in Georgien, der auf ihn wie eine Initialzündung gewirkt habe: „Die Entdeckung Georgiens und die Entdeckung meiner Leistungskraft fallen, einander bedingend, zusammen: ein großes Erlebnis, nur traurig, daß ich es erst mit vierzig hatte ...“

Die literarische Ausbeute, die Endler damals angekündigt hatte, war in dem Büchlein „Zwei Versuche, über Georgien zu erzählen“ 1976 in der DDR erschienen. Diese längst vergriffene Erscheinung samt 26 ausgewählten Kostproben übersetzter georgischer Dichter wird in der vorliegenden Ausgabe jetzt erstmals vollständig abgedruckt. Von Teimuras I. bis hin zu Paolo Iaschwili beeindruckt die poetische Kraft und lebendige Vielfalt einer großen literarischen

Tradition. Endler hatte die Verse seinerzeit nach den Interlinearübersetzungen von Nelly Amaschukeli ins Deutsche übertragen.

Die beiden DDR-Schriftsteller Adolf Endler und Rainer Kirsch hatten sich 1969 nach einer offiziellen Einladung des georgischen Ministeriums für Kultur und des georgischen Schriftstellerverbandes in der Sowjetrepublik aufgehalten. Kreuz und quer waren sie durch das Land gereist und hatten dessen Vielseitigkeit bestaunt. Die atemberaubende Dichte an Bildern, Farben und Gerüchen begann den Dichter Adolf Endler unvermittelt zu inspirieren.

Bereits in frühen Jahren hatte der Schriftsteller Georgien und seine reichhaltige Dichtung für sich entdeckt und in der südländisch anmutenden Landschaft eine willkommene Ausweichmöglichkeit innerhalb des kulturellen und politischen Einheitsgraus des „real existierenden Sozialismus“ gefunden. Er hatte Freundschaft mit georgischen Schriftstellern geschlossen und die Solidarität mit ihnen und ihren Familien auch durch schwere Zeiten hindurch aufrechterhalten.

Adolf Endler hat sich neben seinen poetischen Eindrücken und Notizen sowie den übersetzerischen Versuchen in ausführlichen Recherchen mit Georgien beschäftigt. Interessiert registrierte er im Land das Ineinanderfließen antiker Mythen und der unmittelbaren Gegenwart. Die besondere Rolle der Schriftsteller als Hüter und Sprecher der georgischen Kultur war nicht zuletzt der besonderen historischen Situation geschuldet, da sich das Land bereits vom zaristischen Russland in seiner Eigenständigkeit bedrängt sah. Kein Wunder, dass Endler feststellen konnte: „das Straßenverzeichnis von Tbilissi ähnelt sehr dem Inhaltsverzeichnis unserer Sammlung georgischer Poesie“.

Aber auch auf deutsche Spuren wird Adolf Endler bei seinen Streifzügen aufmerksam. Er stößt dabei auf Persönlichkeiten wie den Ethnologen und Philologen Adolf Dirr (1867–1930) oder den Naturforscher Johann Anton Güldenstädt (1745–1781), die in Georgien bis heute großes Ansehen genießen. Endler erinnert daran, dass es in Deutschland eine Phase gab, in der Georgien und vor allem Tiflis zu vertrauten Orten, wenn auch „auf falsche Weise“, wie er einwendet, geworden waren. Der Schriftsteller Friedrich Bodenstedt (1819–1892) hatte einst den Kaukasus und auch Tiflis bereist und in Versen jene orientalische Mode bedient, die be-

reits Herder, Goethe und Rückert initiiert hatten. Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy“ (1851) haben im Laufe der folgenden Jahrzehnte über 160 Auflagen erlebt.

Den Untertitel „Von Georgien erzählen“ dieser außergewöhnlichen Publikation löst Adolf Endler in souveräner Weise ein. Neben seiner sympathischen Aufmerksamkeit für Details besticht zudem sein erzählerisches Temperament, das neben Beschaulichkeit zuweilen zur Nachdenklichkeit zwingt und auch nicht frei von Seufzern und Flüchen ist. Sein loses Mundwerk wie seine Unbotmäßigkeit hatten Endler 1979 den Ausschluss aus dem DDR-Schriftstellerverband eingebracht. In Georgien hat Adolf Endler eine lebendige Entsprechung für seine Lust an der Sprache erlebt.

Sorgsam zusammengestellte Personen-, Sach- und Ortsregister runden vorliegende Ausgabe zusätzlich zu einer kundigen Hinführung zu Georgien sowie seiner Geschichte und Kultur ab.

*Volker Strebel (KK)*

## **Nachlass von Dietmar Scholz**

In einem von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien finanzierten Projekt verzeichnet die Stiftung Kulturwerk Schlesien den von ihr verwahrten literarischen Nachlass des Schriftstellers und Eichendorff-Literaturpreisträgers Dietmar Scholz (geboren in Kunitz, Kreis Liegnitz 1933, gestorben 2016 in Reutlingen). Dieser beinhaltet umfangreiches und vielfältiges Material zu seiner Person, also Biographisches, vor allem aber zu seinem Werk, und zwar zum überwiegenden Teil in maschinenschriftlicher Form, Handschriftliches stellt eher die Ausnahme dar. Es finden sich teils verschiedene Fassungen eines Textes von der ersten Form bis zur endgültigen Druckfassung.

Dies gilt für Dietmar Scholz' Aphorismen, Gedichte, Erzählungen, Kurzromane, Kindergedichte und Jugenderzählungen, Satiren, einzelne Titel und die alphabetisch geordnete Lyrik, was ihn als vielfältigen Schriftsteller zeigt. Sein Nachlass enthält zudem begonnene Arbeiten, Fragmente und Unvollendetes sowie – besonders interessant – Ideensammlungen für weitere Werke. Es finden sich zudem Einladungen zu

seinen Lesungen und Unterlagen zu von ihm und Vera Lebert-Hinze geleiteten Schreibwerkstätten bei der Gustav-Heinemann-Akademie in den Jahren 1995 bis 1997 sowie Bücher mit Gedichten und weiteren Texten von ihm und Werke seiner Schriftstellerkollegen sowie Leserbriefe.

Da Scholz auch als Maler wirkte, sind auch Schrift- und Bildzeugnisse zu Ausstellungen mit seinen Werken vorhanden; häufig verband er seine Kunstaussstellungen mit Lesungen aus eigenen Texten. Die Erfassung des Nachlasses von Dietmar Scholz wird fortgesetzt und nach Abschluss das entsprechende Findbuch auf die Homepage der Stiftung Kulturwerk Schlesien sowie anderer Kultureinrichtungen eingestellt werden.

*(KK)*

## **Siebenbürgische Kirchenburgen**

In kaum einer anderen Region Europas wird Martin Luthers Choral „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen“ architektonisch so sinnfällig illustriert wie in der im südlichen Siebenbürgen gelegenen Kirchenburgenlandschaft. Hier entstanden seit dem Beginn der Einwanderung der Siebenbürger Sachsen Ende des 12. Jahrhunderts mehr als 300 befestigte Kirchenburgen, von denen noch rund 160 erhalten sind.

Mit ihren Verteidigungsanlagen, beeindruckender Sakralarchitektur und einer reichen Ausstattung bilden die Kirchenburgen pittoresk wirkende ländliche Gesamtkunstwerke. Sie prägen die siebenbürgische Kulturlandschaft, in der seit Jahrhunderten Rumänen, Ungarn, Deutsche und Roma neben- und miteinander leben.

Eine Ausstellung der Stiftung Kirchenburgen, der Technischen Universität Berlin, der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien sowie des Deutschen Kulturforums östliches Europa präsentiert bis zum 22. März 2019 im Haus des Deutschen Ostens, München, diese Sehens- und Denkwürdigkeiten. Gefördert wurde die Ausstellung von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien auf der Grundlage eines Beschlusses des deutschen Bundestags.

*(KK)*



# LITERATUR UND KUNST

## Objektbiografien

Natascha Mazur ist Provenienzforscherin am Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg

Das Kunstforum Ostdeutsche Galerie startet eine systematische Erforschung der Provenienz seiner Sammlung. Das vom Deutschen Zentrum für Kulturgutverluste geförderte Projekt, das zusätzlich von der Landestelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern unterstützt wird, soll die Geschichte der Bestände zu Tage bringen und mittels Forschung Aufschluss über ihre

Herkunft geben. Die Stelle ist zunächst auf ein Jahr befristet mit einer Perspektive auf Verlängerung. Natascha Mazur, die neue Mitarbeiterin für Provenienzforschung, übernahm im Dezember 2018 ihr Aufgabengebiet.

Jedes einzelne Kunstwerk hat seine individuelle Objektbiografie – vom Entstehungszeitpunkt bis zum heutigen Tag.



*Aussagekräftig sind an Bildern auch ihre Rückseiten, wenn man sie zu lesen versteht:  
Natascha Masur buchstabiert*

Bild: Gabriela Kaskova

Dazwischen können viele unterschiedliche Stationen liegen. Diese herauszufinden und möglichst lückenlos zu dokumentieren ist Hauptaufgabe der Provenienzforschung. „Auf der Rückseite von Gemälden lassen sich oftmals Provenienzmerkmale finden. Stempel, Aufkleber und Beschriftungen können Aufschluss über die Vergangenheit des Werks geben. In Kombination mit Informationen aus Archivbeständen, Literatur, Kaufverträgen oder Auktionskatalogen lässt sich im Optimalfall eine Provenienzkette rekonstruieren, also eine möglichst komplette Darstellung der wechselnden Besitzverhältnisse des Kunstwerks“, beschreibt Natascha Mazur ihr Aufgabengebiet. Erschwert wird das Rückverfolgen der Geschichte eines Kunstwerks durch die unzulängliche Quellenlage, bedingt durch Kriegsverluste, und die große Zeitspanne seit dessen Entstehung. Doch auch wenn nicht alle Fälle gänzlich aufgeklärt werden können, bringt die Forschung vertiefende Erkenntnisse zur Sammlungsgeschichte von Institutionen und zur Kulturgeschichte allgemein.

Besonderes Augenmerk liegt auf dem Zeitraum 1933 bis 1945, da während der Zeit des Nationalsozialismus unzählige Kulturgüter geraubt und enteignet wurden und sich heute nicht mehr im Besitz ihrer rechtmäßigen Eigentümer und deren Erben befinden. Durch die 1998 verabschiedete „Washingtoner Erklärung“ haben sich insgesamt 44 Staaten dazu verpflichtet, aktiv NS-verfolgungsbedingt entzogene Raubgüter ausfindig zu machen und „faire und gerechte Lösungen“ zur Rückgabe dieser Kulturgüter zu finden.

Im November 2018 jährte sich die „Washingtoner Erklärung“ zum 20. Mal. In Zuge des Jubiläums bekräftigte Kulturstaatsministerin Monika Grütters Deutschlands Bemühungen um die Provenienzforschung und versprach diese weiter zu intensivieren.

Dank der Förderung durch das Deutsche Zentrum für Kulturgutverluste und weitere Unterstützung durch die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern kann das Kunstforum Ostdeutsche Galerie den bisher nur in akuten Einzelfällen betriebenen Provenienznachweis systematisch angehen. Erforscht werden zunächst rund 100 Gemälde aus dem Bestand, die Provenienzlücken im Zeitraum zwischen 1933 und 1945 aufweisen.

„Um die Errichtung der Stelle für Provenienzforschung haben wir uns bereits längere Zeit bemüht“, erklärt Dr. Agnes Tieze, Direktorin des Kunstforums Ostdeutsche Galerie. „Keine Sammlung, die schwerpunktmäßig nach dem Zweiten Weltkrieg entstanden ist, ist gegen problematische Provenienzen gefeit. Umso wichtiger ist es, eine sorgfältige Untersuchung durchzuführen und die Ergebnisse transparent darzustellen“, fügt Tieze hinzu. Ferner gibt es Pläne zu einem Anschlussprojekt, das die Leihgaben der Bundesregierung überprüfen soll.

Natascha Mazur fokussierte sich bereits während ihres Studiums an der Ludwig-Maximilians-Universität München auf die Provenienzforschung. Unter anderem beteiligte sie sich an einem Forschungs- und Ausstellungsprojekt der Fachbibliothek der Kunstwissenschaften der LMU sowie im Rahmen von Seminaren an der Vorbereitung der Ausstellungen „Entartete Kunst– Verfolgung der Moderne im NS-Staat. Werke aus der Sammlung Gerhard Schneider“ 2016 im Kallmann-Museum Ismaning und „vermacht. verfallen. verdrängt. Kunst und Nationalsozialismus“ 2017 in der Städtischen Galerie Rosenheim. Als freiberufliche Provenienzforscherin sammelte sie ferner Erfahrungen bei der Betreuung privater Sammler sowie im Rahmen ihrer Tätigkeit für ein Münchner Auktionshaus.

(KK)

## Teleaktionist

Lovis-Corinth-Preis des Kunstforums Ostdeutsche Galerie und der KünstlerGilde für Peter Weibel



*Der von Christof Hierholzer in edlem Schwarz-weiß porträtierte Peter Weibel ist eine im besten Sinn bunte Künstlerpersönlichkeit*

Der Lovis-Corinth-Preis für das Jahr 2020 geht an den vielseitigen Künstler, Kurator und Kunst- und Medientheoretiker Peter Weibel. Die Auszeichnung richtet sich an international bedeutende Künstlerinnen und Künstler, deren Persönlichkeit und Schaffen thematisch oder biografisch Bezug zu dem mittel- und osteuropäischen Raum nimmt. Der Preis ist eng an den spezialisierten Fokus des Kunstforums Ostdeutsche Galerie Regensburg gebunden. Peter Weibel war bereits vor einigen Jahren zeitweise mit seiner interaktiven Video-Installation „Imaginärer Würfel“ in der Dauerausstellung des Hauses vertreten. Anlässlich der Preisverleihung plant das Museum eine Ausstellung für den Sommer 2020.

Peter Weibel, geboren 1944 in Odessa, heute Ukraine, prägt durch seine vielfältige Tätigkeit entscheidend die europäische Szene der Medienkunst. Sein künstlerisches

Schaffen ist im Bereich der Konzeptkunst, der Performance, des Experimentalfilms, der Videokunst, Computerkunst und allgemein der Medienkunst angesiedelt. Mit verschiedenen Techniken untersucht er die „Medien“: neben Sprache und Körpersprache auch Film, Video, Tonaufnahmen und interaktive elektronische Umgebungen. Die Anfänge seiner künstlerischen Laufbahn in den 1960er Jahren sind mit den Aktionen der sogenannten „Wiener Gruppe“ und des „Wiener Aktionismus“ verbunden. Große Aufmerksamkeit bekamen seine „teleaktionen“ im Österreichischen Fernsehen (ORF), bei denen er die Videotechnik in ihrer Anwendung im Massenmedium Fernsehen erforschte.

Als Theoretiker und Kurator beschäftigt sich Weibel mit der zeitgenössischen Kunst, Mediengeschichte, Medientheorie, Film, Videokunst und Philosophie, widmet sich aber auch klassischen Gattungen. Seit 1976 lehrte Weibel unter anderem an der Universität für Angewandte Kunst Wien, dem College of Art and Design in Halifax, Kanada, der Gesamthochschule Kassel und der State University of New York in Buffalo. 1989 baute er das „Institut für Neue Medien“ an der Städelschule in Frankfurt am Main auf, das er bis 1994 leitete. Parallel dazu war er Leiter der Ars Electronica, Linz. Seit Januar 1999 ist er Vorstand des Zentrums für Kunst und Medien Karlsruhe und seit 2017 Direktor des Peter Weibel Forschungsinstituts für digitale Kulturen an der Universität für angewandte Kunst Wien.

Der Lovis-Corinth-Preis – benannt nach dem aus Tapiau/Ostpreußen stammenden Maler Lovis Corinth (1858–1925) – wurde 1974 von der KünstlerGilde e. V. begründet. Seit 2006 erfolgt die Preisvergabe zusammen mit dem Kunstforum Ostdeutsche Ga-

lerie im Zweijahresrhythmus. Ausgezeichnet werden bildende Künstlerinnen und Künstler, deren Werk in der Zugehörigkeit zur Gegenwartskunst im östlichen Europa sowie in der Auseinandersetzung mit dieser entstanden ist oder die deutsche Kunst in den historischen deutschen Kulturlandschaften reflektiert. Mit der Verleihung wird das international bedeutende Gesamtwerk gewürdigt, das einen relevanten Beitrag für die Entwicklung zeitgenössischer Ausdrucksformen leistet. Seit 2016 lobt das Kunstforum Ostdeutsche Galerie den Preis allein oder in Kooperation mit wechselnden

Partnern aus. Die KünstlerGilde ist nach wie vor in der Jury vertreten. Sie besteht aus Hansjürgen Gartner, Bundesvorsitzender der KünstlerGilde e. V., Dr. Agnes Tieze, Direktorin Kunstforum Ostdeutsche Galerie, Dr. Nina Schleif, Leiterin der Grafischen Sammlung des Kunstforums Ostdeutsche Galerie, Dr. Thomas Elsen, Leiter des Zentrums für Gegenwartskunst im Glaspalast der Städtischen Kunstsammlungen Augsburg, und Professor Dr. Burcu Dogramaci, Institut für Kunstgeschichte, Ludwig Maximilians-Universität München.

(KK)

## „Antifaschistische Liga“ als Tarnung

### Gerhart Pohls politische Tätigkeit harrt weiterer Forschung

Die Verbindungen Gerhart Pohls zu Gruppen des Widerstandes gegen Nazi-Deutschland sowie die Rolle Pohls in der kommunistischen Nachkriegszeit bedürfen weiterer Forschungen. Dies verdeutlichte einmal mehr die vierte „Fluchtburg“-Tagung. Unter dem Motto „Gerhart Pohls ‚Fluchtburg‘ und ihre Gäste – Erinnerungen an Menschen und ihre Geschichte – Teil 4“ fand in Wolfshau (Wilcza Poreba), einem Ortsteil von Krummhübel (Karpacz), die vierte Tagung des Vereins Fluchtburg e. V. statt. In der Vortragsreihe sprachen u. a. der Kustos der Kunstsammlungen und wissenschaftsgeschichtlichen Sammlungen am Kulturhistorischen Museum Görlitz, Kai Wenzel, über den Künstler und Schriftsteller Johannes Wüsten sowie der Direktor des Gerhart-Hauptmann-Hauses, Janusz Skowronski, aus Lauban (Luban) über die Perspektiven seiner Einrichtung in Agnetendorf (Jagniatów).

In seinem Vortrag „Gerhart Pohls Antifaschistische Liste“ erzählte der Vereinsvorsitzende Michael Schuster (Bernburg): „Im Dezem-

ber 2017 erhielt unser Verein eine DVD zum Geschenk. Absender war Peter Pohl, der Neffe Gerhart Pohls. In dessen Besitz befinden sich noch eine ganze Reihe von möglicherweise wichtigen Dokumenten zum Leben und Wirken seines Onkels. Die Datensammlung enthält 109 Seiten mit 84 Anträgen zur Aufnahme in die ‚Antifaschistische Liga‘ von Krummhübel und Umgebung. Die Anträge wurden zwischen August 1945 und Mai 1946 gestellt. Die Anträge von Gerhart und Marthe Pohl sind vom 20. August 1945 und tragen die Nummern 3 und 4. Gerhart Pohl schreibt darüber wie folgt:

„Ich war wegen meiner sozialistischen Einstellung 5 Jahre aus der Schrifttumskammer ausgeschlossen. Alle meine Bücher waren bis 39 verboten. Meine Frau war Mitglied der KPD bis 33. Wir haben unser Häuschen in Wolfshau zu einer ‚Hilfsstelle‘ für die Unterdrückten des 3. Reichs: Juden, Sozialisten, Fremdarbeiter usw. ausgebaut, führende Leute wie Carlo Mierendorf, Haubach, Pechel usw. immer wieder beherbergt

und gefährdete Personen wie Albert Dau-  
distel, Funktionäre der Kommunistischen  
Partei usw. über die Grenze gebracht. Ich  
selbst gehörte zuletzt einer illegalen Grup-  
pe ‚Freies Deutschland‘ unter der Führung  
von Theo Haubach an, der von Hitlers SS in  
Januar 45 ermordet wurde.‘ Leider konnten  
wir bis heute nicht ermitteln, um welche  
illegale Gruppe ‚Freies Deutschland‘ es  
sich handelt.“



*Bruno Griesel, der Meisterschüler von Bern-  
hard Heisig, hat jenen von Gerhart Hauptmann  
porträtiert: Gerhart Pohl*

Bild: der Autor

Das von Moskau aus agierende „National-  
komitee Freies Deutschland“, das vorwie-  
gend aus in Kriegsgefangenschaft gerate-  
nen Offizieren, Unteroffizieren und Solda-  
ten der Deutschen Wehrmacht bestand,  
kann dabei mit Sicherheit ausgeschlossen  
werden. „Zu den Mitgliedern der ‚Antifa-  
schistischen Liga‘ gehörten neben Gerhart  
Pohl auch eine Reihe seiner persönlichen  
Freunde und Weggefährten, wie z. B. der  
Arzt Dr. Otto Weddingen und seine Frau,  
Peter Alfons Steininger, der Schriftsteller  
Walter Stanietz, der Maler Georg Nerlich  
und der Philosoph und Theologe Günther  
Schulemann. Die drei zuletzt genannten  
verdankten es Gerhart Pohl, dass sie 1946  
gemeinsam mit allen anderen Reisenden  
des sogenannten ‚Hauptmann-Zuges‘  
Niederschlesien verlassen konnten und ein  
großer Teil ihrer Arbeiten gerettet werden  
konnten“, sagte Schuster.

Doch welchen Sinn ergab die Gründung  
einer antifaschistischen Liga 1945 in  
Krummhübel? Michael Schuster vermutet:  
„Rational lässt sich das nur so erklären,  
dass man sich damit in den Wirren der  
ersten Nachkriegsmonate vor den Nach-  
stellungen des russischen Geheimdienstes  
und der neuen polnischen Administration  
schützen wollte. Deshalb war auch jeder  
Antrag mit der Bitte um die Ausstellung  
eines Ausweises verbunden, der, so hoffte  
man, im Notfall vor Übergriffen schützen  
sollte.“

Man kann sich jedoch kaum vorstellen,  
dass Menschen wie Walter Stanietz, der  
1941 den Oberschlesischen Kulturpreis  
durch den Gauleiter Fritz Bracht verliehen  
bekam und dessen Theaterstücke unter  
anderem von Heinrich George in Berlin  
inszeniert wurden, ein bekennender Kom-  
munist war.“

Die Grundsanierung des Pohlschen Hau-  
ses in Wolfshau schreitet derweil voran.  
Voraussichtlich im Sommer 2019 soll die  
einstige „Fluchtborg“ bezugsfertig sein. Im  
Rahmen der Tagung übergab der Verein

dem Besitzer des Hauses, der evangelisch-augsburgischen Kirchengemeinde Wang, ein Porträt von Gerhart Pohl. Der Künstler ist Bruno Griesel (Straguth bei Zerbst), der an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst studierte und Meisterschüler bei Bernhard Heisig war. Er ist ein Vertreter der sogenannten Neuen Leipziger Schule. „Seit 2012 habe ich mit Bruno Griesel einige

gemeinsame Projekte realisiert. Während dieser Zeit entstand eine Freundschaft. Aus dieser Freundschaft heraus erklärte sich der Maler bereit, das Porträt von Gerhart Pohl zu schaffen und es unserem Verein unentgeltlich zu übereignen. Dieses Porträt soll seinen Platz in dem restaurierten Haus finden“, erklärte Schuster.

*Johannes Rasim (KK)*

## **Mit allen Wasserfarben gewaschen**

Heinrich Bromm im Ostpreußischen Landesmuseum Lüneburg



*Lavieren bedeutet nicht immer Ausflüchte suchen. Heinrich Bromm suchte Farben – und er hat sie gefunden: Moorwiesen bei Königsberg*

Bild: Museum

Der Königsberger Maler Heinrich Bromm (1910–1941) war ein Ausnahmetalent. Viele Texte und seine Arbeiten belegen es. Sein Lehrer an der Kunstakademie, Eduard

Bischoff, schrieb über ihn, er mache mit seiner Malerei unter den Studierenden mehr Schule als die dort lehrenden Meister. Besonders hervorgehoben wurden seine

Aquarelle. Von diesen sind etwa 100 Blatt von Bromms Familie 1945 auf der Flucht aus Königsberg gerettet worden. Die Ausstellung zeigt eine Auswahl dieser souveränen Landschaftsdarstellungen: Seine besondere Art, durch Formenvereinfachung und einzelne Details den Gesamteindruck der Landschaft hervorzuheben, ruft damals wie heute Bewunderung hervor.

Sein schlesischer Freund Norbert Dolezich (1906–1996) schrieb später über Bromms Aquarellmalerei, er sei mit allem spontan

und frei umgegangen, habe sogar das sonst verpönte Deckweiß benutzt, es vorsichtig mit anderen Farben gemischt und so den duftigen, transparenten Aquarellcharakter erreicht.

Bromm wuchs in Königsberg auf und studierte an der dortigen Kunstakademie 1929 bis 1932 und 1936 bis 1938 bei Fritz Burmann (1892–1945) sowie als Meisterschüler bei Eduard Bischoff (1890–1974). 1941 fiel er als Soldat in Russland.

(KK)

## KK-NOTIZBUCH

Seiner Heimatstadt **Lyck** und Ostpreußen hat der 2014 in Hamburg verstorbene **Siegfried Lenz** den Roman „Heimatmuseum“ gewidmet. Das Buch erschien 1978 und ist stark autobiographisch gefärbt. Der Schriftsteller erhielt im Jahr 2011 den Titel eines Ehrenbürgers von Lyck. Jetzt wurde er mit einer Straße seines Namens geehrt.

Der ehemalige Präsident des Niedersächsischen Landtages und einstige Oldenburger Oberbürgermeister **Horst Milde** hat das „**Ehrenzeichen von Breslau** in Silber Wratislawia Grato Animo“ erhalten. Breslaus Stadtpräsident würdigte mit der Auszeichnung die hohen Verdienste des 85-Jährigen um die Stadt. Seit 1973 unterhält er Kontakte zu der Stadt seiner Geburt. Die von ihm 1993 mitgegründete Partnerschaft zwischen Niedersachsen und Niederschlesien feierte 25-jähriges Bestehen. Die Initiierung von Schulpartnerschaften, die Sanierung

von Denkmälern und der erfolgreiche Einsatz für Mittel aus der Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit zählen zu Mildes Verdiensten.

**Ermland und Masuren im Winter** zeigen die beiden Fotografen **Mieczysław Wieliczko** und **Andrzej Waszczuk** bis zum 22. April im **Kulturzentrum Ostpreußen** im Deutschordensschloss Ellingen.

„**Die deutsche Minderheit in Rumänien** – Geschichte und Gegenwart im vereinten Europa“ heißt die Ausstellung in deutscher und rumänischer Sprache, die vom demokratischen Forum der Deutschen in Rumänien mit Unterstützung der deutschen Botschaft in Bukarest erstellt wurde und am 12. März im **Gerhart-Hauptmann-Haus** Düsseldorf mit Vorträgen von Paul-Jürgen Porr, Benjamin Josza und Rainer Lehni eröffnet wird.

(KK)

**Dieses Heft** wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:  
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter  
Telefon (02223) 9066011/-2  
E-Mail: georgaescht@arcor.de  
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aesch (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften  
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).  
Zwei Belegexemplare erbeten.  
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf  
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.  
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.  
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:  
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn  
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin  
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066  
E-Mail: prepress@westkreuz.de  
Internet: www.westkreuz.de

## Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende  
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ  
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr  
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.  
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

\_\_\_\_\_  
Name

\_\_\_\_\_  
Straße/Nr.

\_\_\_\_\_  
Plz/Ort

\_\_\_\_\_  
Datum/Unterschrift

## Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der  
KULTURPOLITISCHEN  
KORRESPONDENZ  
am Herzen liegt, so geben Sie sie  
bitte auch an Bekannte und Freunde  
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR ist dank-  
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung  
ihrer selbstgestellten Aufgabe,  
ostdeutsches kulturelles Erbe be-  
wusst und europäischen kulturellen  
Austausch lebendig zu erhalten.

Aufgrund der angespannten  
Finanzlage bitten wir um Spenden:  
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,  
Sparkasse KölnBonn  
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02  
BIC COLSDE 33

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur  
im östlichen Europa – OKR  
Cäsariusstraße 91  
53639 Königswinter**